

Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 41 [i.e. 44] (1962)
Heft: 17

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 13.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bern 1
Amtl. P.B. Nr. 108

SCHWEIZER FRAUENBLATT

Sonderseite Frauenstimmrecht

Erscheint jeden zweiten
Freitag

Verkaufspreis 30 Rp.

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post
Fr. 15.80 jährlich, Fr. 9.— halbjährlich. Aus-
landsabonnement Fr. 18.50 pro Jahr. Echtl-
lich auch an Bahnhofskiosken, Abonnements-
einzahlungen auf Postcheckkonto VIII b 98
Winterthur. — Insertionspreis: Die einseitige
Millimeterzelle oder auch deren Raum 20 Rp.,
Reklamen: 60 Rp. — Placierungsvorschläge
werden nach Möglichkeit berücksichtigt. —
Insertionschluss Freitags der Vorwoche.

Publikationsorgan des Bundes schweizerischer Frauenvereine Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheckkonto VIII b 58 Alleinige Anzeigenannahme: Mosse-Annoncen AG, Limmatquai 94, Zürich, Tel. (051) 24 26 00, Postcheckkonto VIII 1027

Hätte die Softenon-Tabletten verhindert werden können? — Anselm Feuerbachs Mutter — Gärten

Softenon-Tabletten

Die Redaktion hat die Interkantonale Kontrollstelle für Heilmittel in Bern um Aufklärung über das Medikament Softenon und um Beantwortung folgender Fragen gebeten: 1. Warum wurde Softenon in der Schweiz (im Gegensatz zu andern Ländern, z. B. Holland und Amerika) überhaupt zum Verkauf freigegeben? 2. Aus welchem Grunde wurde es so spät aus dem Handel zurückgezogen? Die nicht ganz befriedigende Antwort der Kontrollstelle ist nun eingegangen. Hier ist sie:

Auf Ihr Schreiben vom 2. August 1962 erlauben wir uns, folgendes zu antworten.

Das Schlafmittel Softenon wurde im Jahre 1958 zur Begutachtung und Registrierung angemeldet. Die Herstellerfirma legte eine klinische Dokumentation vor, gestützt auf welche das Präparat von ungenutzten medizinischen und pharmazeutischen Sachverständigen gutgeheissen und zum Verkauf in Apotheken gegen ärztliches Rezept freigegeben wurde. Ein Jahr später stellte die schweizerische Vertreterfirma das Gesuch um Rezeptbefreiung. Im Ursprungsland (Bundesrepublik Deutschland) war das Präparat sehr verbreitet und von Anfang an rezeptfrei. Nachteiliges war bis dahin in der medizinischen Fachpresse nicht bekanntgeworden. Der Wirkstoff, das Thalidomid, gehörte in die Gruppe der Dioxo-Piperidine, welche bereits mehrere rezeptfreie Präparate umfasste. Schliesslich unterbreitete die Herstellerfirma eine weitere, ausgedehnte klinische und experimentelle Dokumentation über die seitherige Bewährung als Schlafmittel. Unser Begutachtungskollegium entsprach daher dem Wunsch um Rezeptbefreiung.

Nun verstrichen zwei weitere Jahre, bis in der Bundesrepublik Deutschland die ersten Berichte über mögliche Missbildungen von Neugeborenen durch thalidomidhaltige Präparate, die während der Schwangerschaft genommen wurden. Die Herstellerfirma zog hierauf das Präparat sofort aus dem Handel zurück, worüber wir die kantonale Sanitätsbehörden in unserem Monatsbericht November 1961 orientierten.

Dürfen wir in diesem Zusammenhang noch auf folgendes hinweisen. Im Jahre 1961 hatte unsere Kontrollstelle annähernd hundert neue, bisher nicht bekannte Arzneistoffe zu beurteilen. In den meisten Fällen gestattete die ausführliche experimentelle und klinische Dokumentation den therapeutischen Wert und die Risiken dieser neuen Arzneistoffe zuverlässig abzuschätzen. Trotzdem lässt sich nie mit absoluter Sicherheit vermeiden, dass nachträglich bei verbreiteter praktischer Verwendung unliebsame Überraschungen auftreten können. Ein solcher seltener Fall war das Softenon, dem die ihm nachträglich zugeschriebenen fatalen Nebenwirkungen weder für die Herstellerfirma noch die Ärzte, Kliniken und Sanitätsbehörden voraussehbar waren.

In der Erwartung, dass diese Ausführungen für Sie und die Leserinnen Ihres Frauenblattes von Interesse sind, begrüssen wir Sie

mit vorzüglicher Hochachtung
Interkantonale Kontrollstelle
Der Direktor: Farina



Vom Wert der menschlichen Beziehungen

Gedanken zum Kongress der IFBPW in Oslo

BWK. — Dem 9. Kongress des Internationalen Verbandes der Berufs- und Geschäftsfrauen (International Federation of Business and Professional Women), der von rund 900 Frauen aus allen fünf Kontinenten, aus 26 Ländern besucht wurde, stand die Schaffung und Erhaltung menschlicher Beziehungen nicht nur als Motto obenan, sondern es war diese beeindruckende Frauentagung vor die Aufgabe gestellt, «Roads to world-wide understanding», Wege zu weltweiter Verständigung zu suchen und sie alsdann zu pflegen. Aber — weltweite Verständigung ohne die Tatsache menschlicher Beziehungen zu allen jenen,

mit denen wir im täglichen Leben zu tun haben, gibt es nicht.

Es mögen nicht alle Leserinnen wissen, dass schon vor neun Jahren, als das Sekretariat des Internationalen Verbandes der BGF neu bestellt wurde, eine Schweizerin diese Stelle übernahm und 1959 — anlässlich des 8. in Paris stattfindenden Kongresses — mit dem höchsten zu vergebenden Amt, der internationalen Präsidentin, betraut wurde.

Nach drei Jahren Amtierens ist nun in Oslo Fräulein Elisabeth Feller, Präsidentin des Verwaltungsrates einer Fabrik für elektrische Apparate in Hor-

gen ZH, eine Unternehmerin und Arbeitgeberin also, von ihrem Posten zurückgetreten. Nicht nur waren die nationalen Federationen von Grossbritannien, die Vereinigten Staaten, Kanada, Südafrika und Südwestafrika bis nach Rhodesien und Nyassaland nach Japan und Nigeria des Dankes voll für die solide Brücke verständnisvoller menschlicher Verbindungen, die Elisabeth Feller als «International President» zu bauen verstand, sondern sie bedachten sie mit symbolhaften Gaben der sichtlichen Verbundenheit, der spontanen Zuneigung, der Freundschaft aller Art. Vergessen wir nicht zu erwähnen, dass diese an sich höher, verantwortungsvollere Stelle stehende internationale Präsidentin die erste ihres Amtes war, die nicht einem angelsächsischen Lande angehörte! Noch etwas: Man wählte die richtige Frau, ihr das Vertrauen schenkend, wiewohl bis zu Fräulein Fellers Amtsbeginn nur an Anwärtinnen aus Ländern, in denen die Frauen politisch gleichberechtigte Bürgerinnen sind, das Zepher dieser Vorstandschaft übergeben worden war.

Für jene, die noch nicht wissen sollten, wer die «immediat past president» der IFBPW, E. Feller, ist, hier ein Steckbrief in Stichworten:

Früher und schicksalsbedingter Abbruch begonnener Studiums, Aufgabe persönlicher Berufspläne, die damals schon Weltweite und Verständnis fremder Völker, Länder, Sitten und Gebräuche in sich trugen, Einmischen in die Führung einer Fabrik elektrischer Apparate, von unten aus dem einfachen Bürodienst herauf alles gründlich erlernend, als der das Unternehmen besitzende und leitende Vater unerwartet vom Tod dahingerafft wurde. So erlebte die sich mit Eifer und Gewissenhaftigkeit in ihre übernommene Aufgabe hineinarbeitende Elisabeth Feller die schwere Zeit der dreissiger Krisenjahre. 1939 wäre sie am liebsten augenblicklich dem sich eben bildenden Frauenhilfsdienst beigetreten. Ihre Aufgabe aber war: kriegswirtschaftliche Betriebsprobleme zu lösen, ihre Welt: Fabrikationsräume mit Arbeiterinnen und Arbeiterinnen, die hergestellten Produkte: Schalter, Steckdosen, Druckkontakte, Signallampen usw. Später, als die Fabrik sich zunehmend vergrösserte, kamen auch Bau- und Einrichtungsfragen an sie heran. Als Mitglied der schweizerischen Unesco-Kommission gehört sie dem Stiftungsrat des Kinderdorfes Pestalozzi in Trogen als Gründungsmitglied an.

Morgen für Morgen, sofern Fräulein Feller nicht in einem der Federationsländer oder an einem Board, einem Exekutivkomitee-Meeting in Paris, London oder New York von Horgen abwesend ist, können wir die Unternehmerin um 7.15 Uhr bereits in ihrem Büro am Schreibtisch vorfinden. Die Stunden fliegen, so sehr sind sie mit Arbeit ausgefüllt. Dazwischen kann aber ein Läuten des Telefons eine Gruppe von Berufs- und Geschäftsfrauen aus Frankreich oder Skandinavien, aus New Zealand oder aus Rhodesien melden, und dann ist sie die spontan für diese Gäste bereitete Hostess. Es ist ganz klar, dass dann die «Visitors of beautiful Switzerland» nach Horgen kommen und «a wonderful time» mit Miss Feller und ihrer prachvollen Mutter haben. — Hobbies: Plastiken, Bilder, Mineralien, Steine. So lag es denn auf der Hand, dass im grossen und feierlichen Schlussakt des Kongresses in Norwegens Hauptstadt auch die Präsidentin des Schweizerischen Verbandes der Berufs- und Geschäftsfrauen, Frau Gertrud Wackerlin-Flehter, Basel, auf der immer bunter und strahlender von Blumen und



Elisabeth Feller, Horgen, Präsidentin der International Federation of Business and Professional Women von 1959—1962

Frauen unserer Zeit

Bice Scheitlin

Ihr Name ist in den Frühlingsmorgentagen dieses Jahres in alle Teile der Schweiz und auch weit über die Grenzen unseres Landes hinausgetragen worden, denn Bice Scheitlin ist die Schöpferin des Festspiels «Die gute Kraft», das anlässlich des Satusturnfestes in Luzern am 15. und 16. Juni in der Festhalle aufgeführt worden ist. Sie hat das Ganze aus ihrer eigenen Phantasie geschöpft und auch die Inszenierung betreut. — Wer ist eigentlich Bice Scheitlin? Den Luzerner Theaterfreunden ist sie von ihrer Tätigkeit als Ballettmeisterin her bekannt. Doch sie versteht nicht nur die Regeln der Ballett- und Tanzkunst sehr gut, sie ist überdies eine kluge und liebenswürdige Frau. Ihr feines Wesen und vielleicht auch ihr Leben spiegelt sich in den Gedanken, die sie zu ihrem Festspiel äusserte. Sie schreibt: «Es dreht sich die Erde — Einmal stehn wir im Lichte der Sonne, einmal sind wir auf der Schattenseite; aber die Sonne scheint immer. Sie scheint für alle Menschen der Erde: Sie ist das grosse Licht, die gute Kraft. Und im Hell und Dunkel der elenden Zeit erkennen wir Hell und Dunkel unseres eigenen Daseins. Wo Menschen in Frieden, Freiheit und sinnvollem Schaffen ihr Leben aufbauen, drohen Krieg, Tyrannei, Hunger und Hass mit brutaler Gewalt. Aber die Sonne scheint für alle! Erkennend finden sich Menschen unter Menschen und tragen ihr Licht mit helfenden Händen, mit starken Händen, mit liebenden Händen, mit andern zusammen in die Zukunft, in ein bejahendes Leben vorwärts!»
Dass dies nicht bloss schöne leere Worte sind,

das kam uns zum Bewusstsein, als wir mit Bice Scheitlin in nähere Kontakt traten, um aus ihrem eigenen Mund etwas über sie zu vernehmen. Trotz überaus grosser Beanspruchung durch die Festspielvorbereitungen war Frau Scheitlin sofort bereit, uns einmal zu treffen. Auf eine kurze Mittagspause haben wir uns dann verabredet. Und da sass sie uns nun gegenüber, die grosse schlank Frau, und blickte uns aus ihren gescheiten braunen Augen freundlich an. Zurückhaltende Bescheidenheit ist mit einer der Tugenden, welche die Ballettmeisterin auszeichnen. Deshalb war es gar nicht sehr leicht, viel über sie, ihr Leben und ihr gegenwärtiges Tun zu erfahren. Frau Scheitlin gehört zu jener Gattung Menschen, die nicht gerne viel Wesens von sich selbst machen, und so lenkte sie das Gespräch gerne von ihrer Person ab auf irgend etwas anderes. Doch wir wissen nun, dass sie eine gebürtige Sankt Gallerin ist. Ihre Eltern zogen aber bald nach ihrer Geburt nach Zürich, wo der Vater als Professor für Italienisch und Französisch tätig war. Bice trat mit vier Jahren bereits in den Rhythmunterricht von Fräulein Mimi Scheibauer am Konservatorium in Zürich ein. Hier wurde die Kleine schon eingeführt in die harmonische Körperbewegung in Uebereinstimmung mit der Musik. Diese erste Lehrerin war es auch, die eigentlich schon im Kind die Freude am Rhythmus weckte und die sein Talent und seine schöpferische Fähigkeit gefördert hat. Das Talent hat sich dann immer weiter entwickelt. Schon sehr früh spürte die spätere Ballettmeisterin und jetzige Ballettschulleiterin ihre Berufung. In der Primarschule sammelte sie jeweils in den grossen Pausen ihre Kameradinnen und Freundinnen und gab Regieanweisungen zu kleinen Theater- und Ballettaufführungen. Später wurde die Sache immer ernster genommen, und als die junge Tochter eines Tages mit

dem Wunsch, die Theaterlaufbahn einzuschlagen, vor ihre Eltern trat, da war man ohne weiteres einverstanden. Es folgten nun Studienjahre im Ausland, vor allem in Paris und Berlin, wo unter anderem auch die berühmte Eduardowa, eine Tänzerin aus dem Kreise der Pawlowa, zu Bices Lehrerinnen gehörte. Dann zog es die junge Berufstänzerin wieder in die Heimat zurück, wo sie in Zürich eine eigene Ballettschule eröffnete. Mit ihren damaligen Schülerinnen und Schülern führte sie



auch viele Werke am Stadttheater auf, nämlich «Die Bar of Folies Bergère» und «Welle im Strom», eine Eigenkomposition. In dieser Zeit lernte Bice ihren Gatten, den Solotänzer Daniel Scheitlin, kennen, mit dem sie fortan den Lebens- und Berufsweg fortsetzte. Wieder wurden Auslandsaufenthalte eingeschaltet, darunter auch ein längerer Aufenthalt in Leipzig. Nach dem Zweiten Weltkrieg liess sich das Ehepaar Scheitlin in Luzern nieder, und zwar als Ballettmeister und Ballettmeisterin am Stadttheater mit dem idealen Fernziel, in Luzern am Theater eine richtige Ballettausbildungsstätte zu gründen. Elf Jahre lang arbeiteten Bice und Daniel Scheitlin so in der Leuchtenstadt, dann erfolgten verschiedene Wechsel in der Theaterleitung, und so haben sich die beiden im Jahre 1957 von der Bühne zurückgezogen, um ein eigenes Ballettstudio zu eröffnen, denn Bice Scheitlin konnte sich von dem einmal gefassten Entschluss nicht mehr trennen. So hat sie dann das Ziel doch noch erreicht, von dem sie so lange geträumt, wenn auch die Verwirklichung nicht ganz so erfolgte, wie sie es sich ursprünglich vorgestellt hatte. Frau Scheitlin ist es in ihrer Ballettschule nicht nur um die Vermittlung von «Ballettwissen» zu tun, sie hat auch Freude am Erziehen und Bilden. Deshalb wohl macht ihr auch ihre jetzige Lebensaufgabe so viel Freude und Spass. Daneben sucht Frau Scheitlin Erholung in der Natur. Wandern ist eines ihrer liebsten Hobbies. Auch diesen Sommer werden die Berge ihr Ziel sein. Auftrieb und neuen Mut zu immer weiterem Schaffen geben ihr auch die netten Anerkennungsbriefe, die immer wieder von nah und fern zu ihr kommen und die Zeugnis ablegen von der Anerkennung, die das Lebenswerk Bice Scheitlins, die sorgfältig und mit viel Liebe geführte Ballettschule, überall genießt. ar

Anna Fischer

Die dankbaren Schweizer Frauen

Nach dem Tode von Gottlieb Duttweiler liessen sich objektivere Urteile über sein Wirken vernehmen als zu seinen Lebzeiten. Seine grossen Verdienste um die Volksernährung wie auch sein Einsatz für die politischen Rechte der Frauen wurden auch in Zeitschriften hervorgehoben, die ihn sonst bekämpften.

Es stellt sich nun die Frage, wie sich die Frauen für die ihnen erwiesenen Wohltaten dankbar erweisen. Bisher liess sich in dieser Hinsicht nichts verlauten. Es sei mir daher gestattet, hier eine Anregung zu machen, und zwar, dass ihm die Frauen aus eigenen Mitteln ein Denkmal errichten mit der Inschrift: «Die dankbaren Schweizer Frauen!»

Es ist zu hoffen, dass eine solche Kundgebung der Dankbarkeit die Zustimmung der Beschenkten finden möge.

Fransiska Baumgarten

Die Frau in der Kunst

Bei der 2. Mozart-Woche in Interlaken waren im mitwirkenden Collegium musicum Basel von den zwölf Violinen neun von Frauen besetzt: die Konzertmeisterin Maria Suter und die Damen Dula, Fehr, Baer, Fischer, Jacobson, Schönenberger, Störi und Kellershals. Dazu: die Bratschistin Jenna, die Cellistin Szelenyi, die Flötistinnen Schühli und Zeugin.

Im Festspielorchester der Luzerner Internationalen Musik-Festwochen sind bei den Geigen die Damen Essek, Grunder, Lüthi, die Siebenthal, Schlatzer, Schulthess und Will-Fenigstein beschäftigt, bei den Bratschen die Damen Gremion und Flügel, bei den Celli Gabrielle Montandon, bei den Harfen die Damen Sibylla und Rothenbühler, bei Klavier und Celesta Doris Rossiaud. Auch im Orchester National (Radio-Télévision) von Paris werden in Luzern zu hören sein bei den 1. Geigen die Damen Chapel, Le-maire-Royer, Moreau, Rithère, Cacheux, Quille-De-georges, bei den 2. die Damen Devrières, Abraham, Mouvaille, Armitz, Compositino, Quessel, Brémont, bei den Bratschen die Damen Routhier, Carrière, Horiot, Muller, bei den Celli die Damen Laurent, Duthu, Toussieux, bei den Harfen Marie-Claire Lar-dé. — Bei den Festival Strings Lucerne begegnen wir den Geigerinnen Hug, Martin-Turner, Zecherle, beim Cello der schon mit vielen Preisen ausgezeichneten Winterturiner Esther Nyffenegger. — Das Zürcher Collegium musicum hat die Geigerinnen Brockmann, Essek, Howald, Kraft, Spoerr, Steri, Sturzegg, Stüssi, die Damen Schoop und Schbler bei der Viola, die Flötistin Burkhard. — Das Südwestdeutsche Kammerorchester Pforzheim besitzt die Geigerinnen Lehmann und Schickler und die Cellistin Muckel. — Nur die Wiener Philharmoniker kommen ohne weibliches Mitglied nach Luzern.

Eva David spielte in Casonas «Bäume sterben aufrecht» die ruhende Grossmutter, der der Ehemann verheimlichte, dass der verschollene Enkel zu einem Verbrecher geworden ist. Er engagiert einen Fremden für diese Rolle, der ein Büro für «Illusionen» besitzt. Als der echte Enkel unerwartet zurückkommt, merkt die Alte den hehrlich gut gemeinten «Betrug». Aber sie steht zu dem falschen Sprössling und seiner Begleiterin, die ihr ihre Nachkommen so vorgeführt haben, wie sie es sich wünschte. Der Böse gehört nicht zu ihr. — Frau David war in ihrer einfachen Natürlichkeit von bezaubernder Wirkung und bewies, dass man mit Natürlichkeit und Herzenswärme immer die allerbesten Wirkungen erzielt. Das St. Gallen Stadttheater-Ensemble, traditionell die Sommeroperette im Baden Kurtheater betreibend, hat der Künstlerin Gelegenheit geboten, ihre menschlich liebenswerte Begabung voll auszuschöpfen.

Zwei einst gefeierte Künstlerinnen sind fast gleichzeitig gestorben. Erna Morena ist als hohe Siebtziglerin in München Besitzerin einer Pension gewesen, nachdem sie einst in Mitteleuropa neben Conrad Veidt einen unwahrscheinlichen Triumph im «Andischen Grabmal», einem Monstre-Film, erzielt hatte. — Raquel Meller, eine katalanische Spanierin, war der Star der Music-Hall zwischen den beiden Weltkriegen. 1935 musste sie sich von den Brettern zurückziehen und war, wie die Morena, der jüngeren Generation nicht einmal mehr ein Name.

Im Rahmen der «Ring»-Ausstellung im Schaffhauser Museum zu Allerheiligen sah man Bilder von Olga Bräuerin und Bronzen von Susi Guggenheim-Weil neben zehn weiteren Künstlern.

Bei den Bregener Festspielen waren in der Uraufführung der Robert-Stolz-Operette «Trauminsel» Lydia Weiss (Basler «Komödie») beschäftigt und Kammerangerin Hilde Konetzni (Gast der Zürcher Stadttheater-Aufführung des «Bettelstudenten»). In der «Was-ihir-wollts»-Inszenierung wird Anemarie Düringer (Viola) neben Blanche Aubry (Maria) stehen: beide Schweizer Schauspielerinnen, von denen die zweite eine der beliebtesten in der Basler «Komödie» und dem Zürcher «Theater am Central» war, ehe sie an das Wiener Burgtheater gelangte.

Das Stadttheater Konstanz plant für 1962/63 das Musical «Imma la douce» mit den Chansons von Marguerite Monnot, das Schauspiel der Polin Lida Winiwicz, «Das Leben meines Bruders», und der Engländerin Mary Chase Komödie «Mein Freund Harry». Im Ensemble stehen als Gäste Hilde Hildebrand, die in Bern und St. Gallen («Alte Dame» Dürrenmatts und «Irrre von Chaillots von Giraudoux») war, und Enzia Pircher (früher Stadttheater Bern).

Beim Festival Yehudi Menuhin vom 12. August bis zum 26. dirigiert Nadia Boulanger «Vokalmusik aus sechs Jahrhunderten» und ein Chorkonzert u. a. mit dem Oratorium «Jephtha» von Carissimi, und als Solistinnen wirken in verschiedenen Konzerten Hephthibah Menuhin (Klavier) und Elaine Shaffer (Flöte).

Maria Benedetti zeigt in ihrem Kunststübchen-Restaurant in Küsnacht 27 Werke von Marika Riggensch und Lies Sande vom 28. Juli bis 31. August. Andere Künstlerinnen urrevollständigen die Schau: Fanny Brügger, Jeanne Micca, Dora Timm und die Bildhauerinnen Nady Santander und Alice Schenk. Sogar ein Bildnis von Angelica Kauffmann ist vorhanden.

Die Genfer Frauen, die in der Frauenzentrale, dem «Centre de liaison des sociétés féminines» zusammengeschlossen sind, haben diesen Sommer einen festlichen Tag begangen. Sieben Jahre lang wünschen, hoffen, planen; vierzehn Monate lang bauen — und nun konnten sie der Öffentlichkeit zwei stattliche Wohnhäuser übergeben, das eine mit 42 Kleinwohnungen für alleinstehende, berufstätige Frauen, das andere mit 49 Wohnungen für ältere Frauen in sehr bescheidenen Verhältnissen. Wir finden sie Nr. 5 und 7 am Quai Vernet, am linken Ufer der Arve, ziemlich nah der Stadtmitte.

Wie ist es dazu gekommen? Die jetzige Präsidentin, Frau Valentine Weibel, eine Juristin, die von ihrem Amtsantritt in der Pfadfinderinnenbewegung und in sozialen Aufgaben tätig war, gibt uns Auskunft: «Ja, wir hörten von andern Städten, dass sie etwas für ihre berufstätigen Frauen tun, Bern mit seiner geräumigen «Pergola» an der Belpstrasse, Lausanne mit einem ähnlichen Haus — unsere tüchtige und initiativvolle Architektin, Anne Torcello, schaute sich diese an, auch andere Bauten im Ausland, und so gingen wir schliesslich mit Fr. Dr. Girod, die damals noch Präsidentin war, zu Herrn Regierungsrat Dupont und legten dar, was uns auch für Genf eine Notwendigkeit schien. Geld hatten wir nicht, aber Herr Dupont schuf ein Gesetz, nach ihm benannt, das 1957 angenommen wurde und die Bauten mit bescheidenen Mietzinsen bevorzugt. Auch andere Wohngesellschaften profitieren von den drei Buchstaben «H L M, habitations à loyers modestes». Ein Bauplatz, der dem Staat gehört und den er uns für 99 Jahre «geliehen» hat, fand sich auch, und da er zu gross war für ein einziges Haus, errichtete Fr. Dr. Girod eine Stiftung und übernahm dieses zweite Haus mit derselben Architektur.

«Wieviel mussten Sie denn noch aufbringen, und wie machten Sie das?»
«Wir warben, wir erklärten, alle unsere Vereine halfen, und so kamen in kurzer Zeit durch Spenden und Anteilnahme 100 000 Franken zusammen.» Fr. Weibel, vernünftig und frisch, scheint das ganz selbstverständlich zu finden. Sie ist eine Architektentochter, von Kind auf las sie Pläne und hörte von Bauen und Wohnen sprechen.

«Was nennen Sie nun kleines Einkommen?»
«Das bestimmen nicht wir allein, der Staat kann nähere Bedingungen stellen. Unter 750 muss das Monatseinkommen betragen, wobei auch berücksichtigt wird, ob für Angehörige zu sorgen ist.»
«Und die Mieterinnen bezahlen?»
«100 Franken für die Einzimmerwohnung, 120 für anderthalb Zimmer (dabei denkt man besonders an Mutter und Kind), 140 für zwei Zimmer.»

Wir hören auch von den künftigen Mieterinnen: Krankengefährten, Arbeiterinnen aus dem Textilerwerb, Verkäuferinnen. Eine Tochter pflegt ihren alten Vater, eine andere hat eine kranke Schwester; eine Pelznäherin kann nun, da der Arbeitgeber ihr Heimarbeits zugesichert hat, ihr kleines Kind zu sich nehmen. Die Wohnungen sind alle gleich, ob nun gegen Fluss und Stadt oder auf der andern Seite mit Blick auf den Salève. Jede hat vom 1. Stock an ihren gleichen Anteil Balkon. Das Zimmer ist recht gross, die Tapete konnten die Ersteinziehenden selber auswählen. Die Küche ist heimelig und nicht allzu klein. Im andern Haus wohnt schon eine ehemalige Hauptfliegerin, die als freundlicher «Chum mer r'Hülz» zur Verfügung steht. Die noch nicht beendeten Umgebungsarbeiten lassen hübsche Gartenecken erwarten.

Auf unsere Frage nach Gemeinschaftsraum oder Restaurant, heisst es, dass es ein Miethaus sein soll wie jedes andere, allerdings sollte es an gutem Nachbarschaftsgeist nicht fehlen. Ein grösseres alkoholfreies Restaurant befindet sich einige Schritte weiter in einem ähnlichen Haus, errichtet von der Kirchengemeinde für Familien mit bescheidenem Einkommen.

Alle Mitarbeiterinnen, mit denen wir an diesem freundlichen Einweihungstag zusammenkamen, waren heiter und ohne Furcht vor Schwierigkeiten: «Wir haben schon so viel erlebt, wie manches Mal meinen sie, er gehe nicht, und nun sind wir doch fertig geworden!» Sie sind auch bereit, noch ein Haus zu bauen, wenn der Platz zur Verfügung gestellt wird. Denn aus den zahlreichen Anmeldungen haben sie gesehen, dass sehr viele berufstätige Frauen, die sich allein durchs Leben bringen müssen, gerade die Erleichterungen im Wohnen als grosse Hilfe empfinden. Möchten «Les Vernets d'Arve» gedeihen und andere Frauen in anderen Städten zu ähnlichen Werken anspornen!

Ein Strickzentrum bei Bethlehem

EPD. Im Jahre 1959 fing es an: Zwei Wiener Arbeiter wollten jene Städte aufsuchen, von denen das Christentum seinen Ausgang nahm — das Heilige Land. Sie besuchten Jerusalem, das Jordantal und Bethlehem. Sie fanden, gleich neben den Erinnerungsorten, das namenlose Elend der Flüchtlingslager. Dort, von wo aus vor fast 2000 Jahren das Gebot der Nächstenliebe ausgegangen war, lebten zahllose Araber ein menschenwürdiges Dasein. Dieser Anblick beeindruckte R. Brunner und W. Franz tief, und sie beratschlagten, wie man diesen Menschen helfen könnte. Gewiss halfen Wohlfahrtsorganisationen die ärgste Not lindern. Das Schlimmste aber war, so schlen es den beiden, die selbst gewohnt waren, tagaus, tagein an der Werkbank zu stehen, dass so viele Menschen keine Arbeit hatten. Arbeit zu schaffen war also das dringendste Problem.

So sprachen die beiden Arbeiter nach ihrer Rückkehr mit dem Chef ihrer Fabrik. Jedes Jahr gingen

Hermann Hesse gestorben

In Montagnola ist Nobelpreisträger Dr. h. c. Hermann Hesse gestorben. In allen Zeitungen wird in Nachrufen, Gedenkartikeln und auch schon in literarischen Deutungsversuchen seiner gedacht als einem der grössten und reinsten Dichter unserer Zeit. Vielen war er Brot und Wein, wir Frauen vor allem liebte seine Werke, konnten viele seiner Verse auswendig, seine Romane und Erzählungen und Traumfahrten standen stets griffbereit auf dem Bücherbrett, und gerade ihm, dem schwerwütigen Sänger der Liebe zum Leben hatten wir einen besonderen Platz in unseren Herzen eingeräumt. Natürlich trat er uns manchmal im Drange des Alltags und der einstimmigen Anforderungen in den Hintergrund, aber wie wenig brauchte es oft, dass er uns wieder gegenwärtig war: «Ein Klang so zart, ein Hauch so neu...»

Er war der Harfenspieler der deutschen Sprache, ein heimlicher König David, er war ein Liebender und ein Leidender — was hatte er aus seinem tiefen Leiden an der Welt gemacht — einer auch, der sich bis zum Letzten einsetzte, wenn es weltgütig Tapferes zu tun oder zu sagen ab.

Das Frauenblatt war noch Anlass zu einer kleinen Korrespondenz, die der Redaktor teuer geworden ist. Wie vermochte er zu schenken und wie mit ein paar Zeilen seitenslange Briefe zu schreiben! Nun sitzt er bei den Unsterblichen, uns aber hat er seine Bücher, sein Vermächtnis hinterlassen.

Wir trauern um...

Catherine Seller, Brig

Es mögen wohl 40 Jahre her sein, seit ich dieser kleinen Frau zum ersten Male in ihrem Heim an der Mariengasse begegnet bin. Ein Fürsorger führte mich zu ihr. Spontan und mit dem ihr angeborenen Charme öffnete sie ihr Herz der Not meiner Schützlinge.

So war Fr. Catherine Seller jetzt ihres Lebens. Immer war sie die Gebende, die Schenkende. Als Tochter des Begründers der grossen Hotels Seller in Zermatt ist ihr Name eng mit demjenigen der Seller-Dynastie verknüpft.

Die Heimgegangene war während vieler Jahre Präsidentin des Kath. Frauenbundes vom Oberwallis. In ihre Amtszeit fiel die Organisation und Errichtung des Mütterheims in Blatten ob Naters. Die Damen des Komitees verfügten wohl über viel Optimismus, aber Mittel waren keine vorhanden, um ein solches Werk zu finanzieren. Da war nun Fr. Seller in ihrem Elemente! Sie schrieb Briefe, unzählige Bittbriefe, alle in schwingvoller aber gutleserlicher Handschrift.

Das Mütterheim, um das sie sich so grosse Verdienste erworben hat, ist heute Eigentum des Kath. Frauenbundes Oberwallis und steht unsern mittellosen und minderbemittelten ferienbedürftigen Müttern offen.

Auch dem Elisabethenverein, der besonders in den Krisenjahren viel Not linderte, stand die gütige Frau jahrelang vor. Ihr ganzes Wirken war überstrahlt von Herzenswärme und fraulicher Güte.

Die Frauenorganisationen berichten

Geld hatten wir nicht

Die Genfer Frauen, die in der Frauenzentrale, dem «Centre de liaison des sociétés féminines» zusammengeschlossen sind, haben diesen Sommer einen festlichen Tag begangen. Sieben Jahre lang wünschen, hoffen, planen; vierzehn Monate lang bauen — und nun konnten sie der Öffentlichkeit zwei stattliche Wohnhäuser übergeben, das eine mit 42 Kleinwohnungen für alleinstehende, berufstätige Frauen, das andere mit 49 Wohnungen für ältere Frauen in sehr bescheidenen Verhältnissen. Wir finden sie Nr. 5 und 7 am Quai Vernet, am linken Ufer der Arve, ziemlich nah der Stadtmitte.

Wie ist es dazu gekommen? Die jetzige Präsidentin, Frau Valentine Weibel, eine Juristin, die von ihrem Amtsantritt in der Pfadfinderinnenbewegung und in sozialen Aufgaben tätig war, gibt uns Auskunft: «Ja, wir hörten von andern Städten, dass sie etwas für ihre berufstätigen Frauen tun, Bern mit seiner geräumigen «Pergola» an der Belpstrasse, Lausanne mit einem ähnlichen Haus — unsere tüchtige und initiativvolle Architektin, Anne Torcello, schaute sich diese an, auch andere Bauten im Ausland, und so gingen wir schliesslich mit Fr. Dr. Girod, die damals noch Präsidentin war, zu Herrn Regierungsrat Dupont und legten dar, was uns auch für Genf eine Notwendigkeit schien. Geld hatten wir nicht, aber Herr Dupont schuf ein Gesetz, nach ihm benannt, das 1957 angenommen wurde und die Bauten mit bescheidenen Mietzinsen bevorzugt. Auch andere Wohngesellschaften profitieren von den drei Buchstaben «H L M, habitations à loyers modestes». Ein Bauplatz, der dem Staat gehört und den er uns für 99 Jahre «geliehen» hat, fand sich auch, und da er zu gross war für ein einziges Haus, errichtete Fr. Dr. Girod eine Stiftung und übernahm dieses zweite Haus mit derselben Architektur.

«Wieviel mussten Sie denn noch aufbringen, und wie machten Sie das?»
«Wir warben, wir erklärten, alle unsere Vereine halfen, und so kamen in kurzer Zeit durch Spenden und Anteilnahme 100 000 Franken zusammen.» Fr. Weibel, vernünftig und frisch, scheint das ganz selbstverständlich zu finden. Sie ist eine Architektentochter, von Kind auf las sie Pläne und hörte von Bauen und Wohnen sprechen.

«Was nennen Sie nun kleines Einkommen?»
«Das bestimmen nicht wir allein, der Staat kann nähere Bedingungen stellen. Unter 750 muss das Monatseinkommen betragen, wobei auch berücksichtigt wird, ob für Angehörige zu sorgen ist.»
«Und die Mieterinnen bezahlen?»
«100 Franken für die Einzimmerwohnung, 120 für anderthalb Zimmer (dabei denkt man besonders an Mutter und Kind), 140 für zwei Zimmer.»

Wir hören auch von den künftigen Mieterinnen: Krankengefährten, Arbeiterinnen aus dem Textilerwerb, Verkäuferinnen. Eine Tochter pflegt ihren alten Vater, eine andere hat eine kranke Schwester; eine Pelznäherin kann nun, da der Arbeitgeber ihr Heimarbeits zugesichert hat, ihr kleines Kind zu sich nehmen. Die Wohnungen sind alle gleich, ob nun gegen Fluss und Stadt oder auf der andern Seite mit Blick auf den Salève. Jede hat vom 1. Stock an ihren gleichen Anteil Balkon. Das Zimmer ist recht gross, die Tapete konnten die Ersteinziehenden selber auswählen. Die Küche ist heimelig und nicht allzu klein. Im andern Haus wohnt schon eine ehemalige Hauptfliegerin, die als freundlicher «Chum mer r'Hülz» zur Verfügung steht. Die noch nicht beendeten Umgebungsarbeiten lassen hübsche Gartenecken erwarten.

Auf unsere Frage nach Gemeinschaftsraum oder Restaurant, heisst es, dass es ein Miethaus sein soll wie jedes andere, allerdings sollte es an gutem Nachbarschaftsgeist nicht fehlen. Ein grösseres alkoholfreies Restaurant befindet sich einige Schritte weiter in einem ähnlichen Haus, errichtet von der Kirchengemeinde für Familien mit bescheidenem Einkommen.

Alle Mitarbeiterinnen, mit denen wir an diesem freundlichen Einweihungstag zusammenkamen, waren heiter und ohne Furcht vor Schwierigkeiten: «Wir haben schon so viel erlebt, wie manches Mal meinen sie, er gehe nicht, und nun sind wir doch fertig geworden!» Sie sind auch bereit, noch ein Haus zu bauen, wenn der Platz zur Verfügung gestellt wird. Denn aus den zahlreichen Anmeldungen haben sie gesehen, dass sehr viele berufstätige Frauen, die sich allein durchs Leben bringen müssen, gerade die Erleichterungen im Wohnen als grosse Hilfe empfinden. Möchten «Les Vernets d'Arve» gedeihen und andere Frauen in anderen Städten zu ähnlichen Werken anspornen!

grosse Lieferungen Strickmaschinen in alle Welt. Könnte man nicht einige als Geschenk nach Jordanien senden und dort ein Strickzentrum einrichten, in dem arabische Mädchen dann Strickwaren zum Verkauf herstellen würden? Die Begeisterung überwand alle Hindernisse: In Jordanien und Oesterreich begannen private Spender, kirchliche und internationale Hilfsorganisationen zusammenzuarbeiten, um den Gedanken eines Strickzentrums am Hirtenfeld zu Bethlehem zu verwirklichen.

Natürlich gab es Schwierigkeiten. Aber immer wieder fanden sich grosszügige Helfer: die KLM-Fluggesellschaft begann, sich für das Projekt zu interessieren; man erwies zwei Mitarbeiter beim Flug nach Jerusalem grösste Hilfsbereitschaft und hat auch seither an der Entwicklung und Förderung des Strickzentrums regen Anteil genommen.

Im Sommer 1961 fanden sich wiederum Spender, die bereit waren, zu helfen, als sich herausstellte, dass es zweckmässiger wäre, wenn eine Gruppe (mit weiteren geschenkten Strickmaschinen und einer Nähmaschine) nach Jordanien fahren könnte. Unter den kundigen Händen der Facharbeiter waren die Anfangsschwierigkeiten des jungen Unternehmens bald beseitigt. Ausserdem bot sich die Gelegenheit, den Araberinnen Anleitung zu geben. Eifrig und lernbegierig lauschten die arabischen Mädchen. Sie wussten, wie viel von Erfolg des Geschäftes und ihrer Arbeit abhängt. Sie sind überraschend tüchtig und gelehrt. Die Sachen, die sie mit viel Fleiss und Geschmack herstellen, wollen auch verkauft sein. Noch ist der Absatz zufriedenstellend, aber schon werden Bitten nach weitem Strickzentren laut.

Es sind nur wenige, die in dem kleinen Haus in Beit Sahur Arbeit finden und viele, die noch Arbeit suchen. Und so zerbrechen sich die Arbeiter in Wien die Köpfe mit Dingen, die sie bisher herzlich wenig bekümmerten: Absatzmärkte, günstige Einkaufsmöglichkeiten usw. Sie stehen in Verbindung mit den Freunden in Jordanien, verhandeln mit der KLM wegen weiterer Ratschläge und Hilfe. Ein schöner Beweis, was Menschen leisten und erreichen können, wenn sie einmal nicht an sich selbst, sondern an die anderen denken, an jene Nächsten, die zu lieben die Bibel mahnt und deren Ruf um Hilfe nun aus dem Land der Bibel in die Welt geht.

Die Arbeit in Jordanien wird vom Rektor der lutherischen Schule in Beit Sahur geleitet und lenkt somit auch die Aufmerksamkeiten auf die kleine lutherische Kirche in Jordanien.

Auszeichnung einer amerikanischen Aerztin

Hyannis Port, 4. Aug. (UPI) Präsident Kennedy hat die Aerztin Dr. Frances O. Kelsey, die in den USA gegen den Verkauf von Thalidomid eingekräftigt ist, die höchste amerikanische Zivilauszeichnung verliehen. Die 48jährige Aerztin gehört der für Medikamente zuständigen amerikanischen Bundesbehörde an.

Die Universität Münster-Westfalen hat Prof. Heini Fritz-Niggli von der Universität Zürich auf den Lehrstuhl für Strahlenbiologie berufen.

Frauenstimmrecht

Verantwortliche Redaktion dieser Seite:
Verenigung für Frauenstimmrecht Basel
und Umgebung. Zuschriften an: Frau
A. Villard-Traber, Soesterstrasse 43, Basel

Chnorzigeist

Unter einem «Chnorzi» versteht man in Baselstadt einen «stockkonservativen Menschen», so ist der Sprachgebrauch, und das Idiotikon, das grosse Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, bestätigt ihn. «Chnorzer» sollen schon 1857 die Baseldlandschaffler die engherziger Mitglieder ihrer Regierung genannt haben. Die Baseldstädter kennen auch noch das Verb «chnorzern» was «am Alten hangen» bedeutet und das Eigenschaftswort «chnorzig». In den Kantonen Luzern, Bern und Aargau versteht man unter einem «Chnorzer», einen Geizhals. Wenn wir nun lesen, wie vorsichtig, wie behutsam wie knautzig in den Gesetzesentwürfen für eine neue zürcherische Kirchenordnung dem Frauenstimmrecht Eingang verschafft werden soll, so finden wir den baslerischen Ausdruck «chnorzig» als die beste Charakterisierung für den Geist, der hier am Werk ist. Dabei darf vielleicht nicht einmal so sehr jenen ein Vorwurf gemacht werden, die das Gesetz entwarfen, und auch den Journalisten nicht, die das Gesetz den stimmberechtigten Männern mundgerecht zu machen suchten. Aber ihren vorsichtigen Formulierungen ist abzulesen, mit welchen «Chnorzi» man unter den Stimmberechtigten rechnet. Beurteilen Sie selbst den folgenden Text, den die Neue Zürcher Zeitung am 23. Mai veröffentlicht hat:

«Verfassungsänderungen zugunsten des Frauenstimmrechts. Zur Verwirklichung der Kirchengesetzrevision bedarf es auch einer Verfassungsänderung, namentlich im Hinblick auf die Schaffung einer öffentlichen-rechtlichen kantonalen Gesamtorganisation für die römisch-katholische Kirche und die Einführung des kirchlichen Frauenstimmrechts. Was zunächst die Gleichberechtigung der Geschlechter in kirchlichen Angelegenheiten anbelangt, ermächtigt nämlich der geltende Verfassungstext den Gesetzgeber lediglich zur Einführung des aktiven und passiven Wahlrechts der Frauen, nicht aber auch zur Gewährung des Stimmrechts in Sachfragen an die Frauen. Die Einführung eines vollen kirchlichen Frauenstimm- und -wahlrechts im Sinne der Vorlagen für neue evangelische und katholische Kirchengesetze setzt daher eine Aenderung von Art. 16 Abs. 2 der Staatsverfassung voraus. Die vorgeschlagene Neufassung dieser Verfassungsbestimmung verzichtet darauf, den Frauen für alle kantonalen und Gemeindeangelegenheiten mit einem Schlag die gleichen politischen Rechte wie den Männern einzuräumen. Andererseits will die vorgeschlagene Regelung nicht bloss die Einführung des Frauenstimm- und -wahlrechts in kirchlichen Angelegenheiten ermöglichen, sondern ganz allgemein dem Frauenstimmrecht einen heute verantwortbaren Schritt weiterhelfen. Sie geht insofern über den Rahmen der Kirchengesetzgebung hinaus, als sie nicht nur die verfassungsmässige Grundlage für die Gewährung der politischen Rechte an die Frauen in kirchlichen Angelegenheiten schafft, sondern ganz allgemein für die Gesetzgebung den Weg freimacht, das Frauenstimmrecht in jedem geeigneten Zeitpunkt und in jedem gewünschten Umfang einzuführen. Die Frage der politischen Rechte der Frauen wird von der verfassungsmässigen auf die Gesetzesebene verschoben, ohne den Gesetzgeber bereits in bezug auf einen weiteren Ausbau des Frauenstimmrechtes zu präjudizieren. Es stehen ihm vielmehr nach der Annahme der vorgeschlagenen neuen Verfassungstexte alle Möglichkeiten offen, mit der Zeit zu einem integralen oder partiellen Frauenstimmrecht zu gelangen, wobei insbesondere auch alle Spielarten eines vorerst stufenweisen Ausbaus der politischen Rechte der Frau zur Verfügung stehen. Die Stimmberechtigten werden somit bei einer solchen verfassungsmässigen Lösung bei jedem späteren weitem Schritt der Frauenstimmrechtsfrage wieder zu Worte kommen.»

So hat, laut NZZ, Regierungsrat Brugger, neben andern Punkten, über die Verfassungsänderung zugunsten des Frauenstimmrechtes berichtet. Mochten einem die ersten Sätze noch recht fortschrittlich er-

scheinen, so erkennt man dann doch schnell, so ein Verzicht, «den Frauen mit einem Schlag die gleichen politischen Rechte wie den Männern einzuräumen», oder am «heute verantwortbaren Schritt», jenen Geist, den wir eben nicht besser als mit «Chnorzigeist» bezeichnen können. Der Gesetzgeber soll nicht Angst bekommen, mit dem neuen Gesetz würde «ein weiterer Ausbau des Frauenstimmrechtes präjudiziert», aber die Möglichkeit sei doch offen «mit der Zeit» zu einem integralen oder (bitte, bitte, nur keine Angst!) auch nur zu einem partiellen Frauenstimmrecht zu gelangen. Ja, «alle Spielarten eines vorerst stufenweisen Ausbaus des Frauenstimmrechtes seien vorhanden. Gestört können also die Zürcher Männer sein, ein wenig spielen können sie mit den verschiedenen Formen des Frauenstimmrechtes — falls ihnen das gefällt — ausprobieren, wie weit man den Frauen gleiche politische Rechte geben soll. Und der letzte Trost: mit der

Annahme der Vorlage sei noch lange nicht aller Tage Abend (also noch lange nicht das Ende der politischen Macht der Männer hergekommen), denn der Gesetzgeber (also die Männer) kommen ja bei jedem weitem Ausbau der Frauenrechte wieder zum Worte, d. h. zur Abstimmung.

Ja, wenn man so liest, wie vor dem Gesetzgeber, dem männlichen Stimmbürger, gebuckelt werden muss, damit er doch wirklich Ja sage für ein so winziges Stück Recht für die Zürcher Frauen, so will es einem vorkommen, als könne man «Chnorzigeist» nicht nur im baslerischen Sinne von «stockkonservativ» verwenden, sondern auch im Sinne von «geizig», wie das — wir erwähnten es oben — im Luzernischen und Bernischen und im Kanton Aargau geschieht. Denn leide jene Männer, denen man sich so übervorsichtig mit Vorschlägen zugunsten des Frauenstimmrechtes nähern muss (damit sie nur ja nicht grad zum vorneherein dem Frauenstimmrecht alle Türen zuschlagen), leiden sie nicht an einer Art geistigem Geiz? Wie könnte man ihre Grossmut, ihre geistige Freigebigkeit wecken?

A. V. T.

Chronik von Mitte Mai bis 5. August

(Die letzte Chronik erschien am 25. Mai)

Schweizerisches Kuriosum in Basel

Am 11. Mai tagten der Grosse Rat und der Weitere Bürgerrat von Basel zusammen, um sich über die dritte Bauetappe des Bürgerspitals orientieren zu lassen. Die gemeinsame Sitzung der beiden Behörden darf als Kuriosum taxiert werden, weil die eine (der Grosse Rat) nur von Männern gewählt worden ist und auch nur Männer darin vertreten sind. Der Weitere Bürgerrat dagegen ist von Männern und Frauen gewählt worden und es sitzen darin 26 Männer und 14 Frauen. Das Beispiel zeigt auch noch deutlich, dass die zu behandelnden Gegenstände in einem Bürgererrat keine ändern sind als in einem Grosse Rat oder Kantonsrat, auch wenn es um die Frauen nicht auch im Grosse Rat vertreten sein statt nur im Bürgererrat?

Das Jugendparlament Baselland hat eine Präsidentin

Seit diesem Frühjahr hat das Jugendparlament Baselland eine Präsidentin. Sie heisst Györgyi Tolnai und ist gebürtige Ungarin. Nach dem ungarischen Aufstand flüchtete sie zuerst nach Spanien und kam nach einem Jahr in die Schweiz. Sie ist 19 Jahre alt und hat die Handelsschule mit Erfolg absolviert.

Verheiratete LehrerIn in Baselland immer noch benachteiligt

Das revidierte Schulgesetz von Baselland ist an der Männerabstimmung vom 23./24. Juni angenommen worden. Leider ist darin die einschränkende Bestimmung enthalten, dass eine verheiratete Lehrerin nur dann gewählt werden kann, wenn sie für den Lebensunterhalt ihrer Familie aufkommen muss.

Freiburgische Männer für das Frauenstimmrecht

Zwei Tage vor der Delegiertenversammlung des Schweizerischen Verbandes für Frauenstimmrecht in Freiburg hat sich in diesem Kanton eine «Männerbewegung» für das Frauenstimmrecht gebildet. Paul Torche, Regierungsrat und Ständerat, ist für das erste Jahr als Präsident gewählt worden. Wir sind gespannt auf die ersten Vorstösse, die diese Männer für das Frauenstimmrecht unternehmen werden.

Haben die Schwyzer Frauen ihn in der Hand?

Vermehrten Einfluss nämlich ins staatliche Geschehen? Nach einer Meldung von UPI nahm der Schwyzer Kantonsrat im Mai Kenntnis von einem regierungsrätlichen Bericht über das Ergebnis einer Umfrage betreffend die politischen Rechte der Frau. Justizdirektor S. Husli, der den auf Angaben von Frauenorganisationen, politischen Parteien und wirtschaftlichen Verbänden basierenden Bericht verlas, führte aus, dass die Regierung durchaus die mehrheitliche Ansicht der Frauen teile, wonach eine vermehrte Anteilnahme und Mitspracherechtigung der Frauen, insbesondere auf dem Gebiet der Schule, der Fürsorge und der Kultur, wünschbar sei. Dagegen seheine die Einführung eines allgemeinen Frauenwahlrechts im Kanton Schwyz noch kein Bedürfnis zu sein. Das geltende Recht biete aus dem

Rahmen der Gemeinde heraus verschiedene Möglichkeiten zu einer schrittweisen Eingliederung der Frau ins politische Leben. Regierungsrat Husli hob hervor, dass die bestehenden Möglichkeiten zu einer Mitwirkung in Schulräten, Armenpflegen und Jugendgerichten bisher von den Frauen zu wenig ausgenutzt worden seien und es die Wahlbehörden und Frauenorganisationen in der Hand hätten, diese Mitarbeit in öffentlichen Angelegenheiten vermehrt zu verwirklichen.

Volles kirchliches Frauenstimm- und -wahlrecht im Kanton Zürich?

Am 17. Mai dieses Jahres hat der Regierungsrat des Kantons Zürich dem Kantonsrat eine Verfassungsänderung und zwei Gesetzesentwürfe, die eine Neuordnung des Kirchenwesens bringen sollen, unterbreitet. In der Neuen Zürcher Zeitung vom 13. Juli lesen wir dazu:

«Eine bedeutsame Neuordnung ist das volle kirchliche Frauenstimmrecht, das sowohl in der evangelischen wie in der katholischen Kirche in einem Zug zusammen mit den neuen Gesetzen eingeführt werden soll. Die kantonale Verfassung soll gleichzeitig dahin abgeändert werden, dass inskünftig nicht nur das Frauenwahlrecht, sondern auch das Frauenstimmrecht in anderen Bereichen als dem kirchlichen auf dem Gesetzesweg verwirklicht werden kann. Hoffentlich entbrennt um diesen Vorschlag nicht ein neuer Grosskampf über das Prinzip des Frauenstimmrechtes, beide Kirchen wollen ja das Frauenstimm-

1. August einmal anders

Eine 1.-August-Feier ganz eigener Prägung durften die Thalwiler erleben. Hoch über dem Zürichsee, nahe dem Waldrand, wurde auf einer Wiese ein Spiel unserer Redaktorin der «Staatsbürgerin» Frau Dr. Lydia Benz-Burger zur Aufführung gebracht. «Die Entwicklung der Demokratie» von 1291—1962 wurde hier in verschiedenen Bildern sehr lebendig dargestellt. Dass dabei auch das Frauenstimmrecht zur Sprache kam, war nicht zu verwundern. Immer wieder wurde das Problem angeschnitten. In der Schlusszene der «UNO», welche von einer Frau präsidiert wurde, kam auch die Schweiz (vor allem die deutsche Schweiz) zur Diskussion. Es wurde darauf hingewiesen, dass vor allem das mangelnde Frauenstimmrecht ein Grund ist, um die Schweiz von der UNO auszuschliessen. Parallel dazu wurde die Diskriminierung der Neger in den USA ebenfalls an den Pranger gestellt um aufzuzeigen, dass auch in der Schweiz ein Teil des Volkes um seine Gleichberechtigung kämpfen muss — nämlich die Frauen. Das Spiel wurde mit grossem Beifall der zahlreichen Zuhörer aufgenommen und wir hoffen, dass dieses Spiel nicht nur dieses eine Mal über die Bretter ging, sondern vielleicht ein anderes Jahr wiederum zur Aufführung gelangen wird. -id.

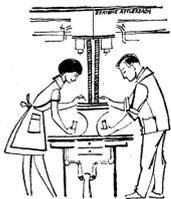
Margarethe Kissel-Brutschi gestorben

Am 19. Juli starb in Rheinfelden Margarethe Kissel-Brutschi, die ihr ganzes Leben in den Dienst der Gleichberechtigung der Frau im politischen Leben gestellt hat. Wir verweisen auf die Würdigung, die das Schweizer Frauenblatt in seiner Nummer vom 3. August gebracht hat. Wir hörten Margarethe Kissel vor dem 1. Februar 1959 in der Frauenzentrale Baselland für das Frauenstimmrecht sprechen. Und wir bewundern damals ihre Fähigkeit, Frauen, die nur mit einer gewissen Skepsis sich über das Frauenstimmrecht unterrichten liessen, auf einfache Art für sich und für ihre Gedanken zu gewinnen.

Präsidentin des Gemeinderates von La Chaux-de-Fonds

Zum ersten Mal in der Schweiz eine Frau zur Präsidentin einer gesetzgebenden Behörde gewählt worden: Es ist Frau Marguerite Greub (PdA), der der Gemeinderat von La Chaux-de-Fonds dieses Vertrauen entgegengebracht.

Gleiche Arbeit



Gleicher Lohn

Gleiche Leistung - gleicher Lohn in der EWG

(BSF) Abkommen zwischen den Mitgliedstaaten der EWG über die Anwendung von Artikel 119 des Vertrags von Rom betreffend die Gleichheit der Entlohnung weiblicher und männlicher Arbeitnehmer.*

Die Mitgliedstaaten der EWG:

Mit Rücksicht auf die Verpflichtungen, die ihnen aus Art. 119 des Vertrags erwachsen;

im Bewusstsein ihres Interesses, eine Lösung für die übereinstimmende Anwendung des Grundsatzes der gleichen Entlohnung für eine gleichwertige Arbeit von Männern und Frauen zu sichern und demzufolge in allen Mitgliedstaaten einheitliche Anwendungsmöglichkeiten vorzusehen;

im Bewusstsein jedoch der Notwendigkeit, den Grundsatz schrittweise zu verwirklichen, was bedingt, dass die vor Ablauf der ersten Etappe zu ergreifenden Massnahmen innerhalb vernünftiger Zeitabstände wirksam werden:

1. Treffen vor dem 31. Dezember 1961 die geeigneten Vorkehrungen, unter Berücksichtigung ihres nationalen Systems der Lohnfestsetzung, um den Grundsatz der gleichen Entlohnung für eine gleichwertige Arbeit von Männern und Frauen unter gerichtlichen Schutz zu stellen und auf diese Weise seine Anwendung zu sichern. Diese Massnahmen — ob sie auf gesetzlichem Wege, durch Richtlinien oder durch allgemeinverbindliche Gesamtarbeitsverträge erfolgen — sollten schliesslich zur Verwirklichung des Grundsatzes führen, und zwar gemäss folgendem Plan:

- bis zum 30. Juni 1962 sind Lohnunterschiede von über 15 Prozent auf 15 Prozent zu reduzieren;
- bis zum 30. Juni 1963 sind Lohnunterschiede von über 10 Prozent auf 10 Prozent zu reduzieren;
- bis zum 31. Dezember 1964 dürfen keine Lohnunterschiede mehr bestehen.

2. Verpflichten sich, die Allgemeinverbindlicherklärung von Gesamtarbeitsverträgen zu verweigern, wenn diese entgegen den Richtlinien oder Empfehlungen der Regierungen die Einhaltung der obgenannten Termine nicht gewährleisten.

* (Übersetzung aus dem französischen Originaltext.)

3. Anerkennen, dass die schrittweise Anwendung des Grundsatzes der gleichen Entlohnung für eine gleichwertige Arbeit von Männern und Frauen zum Ziele hat, jedwede Diskriminierung in der Festsetzung der Löhne auszuräumen, und zwar:

- die Festsetzung von Mindestlöhnen für Männer allein oder verschieden hohe Lohnsätze für Männer und Frauen;
- die Festsetzung unterschiedlicher Löhne auf Grund des Geschlechts des Arbeitnehmers in Gesamtarbeitsverträgen, Normalarbeitsverträgen oder Lohnvereinbarungen;
- die Festsetzung verschiedener Stücklohn- oder Akkordlohnsätze für Männer und Frauen;
- die Schaffung verschiedener Lohnkategorien für Männer und Frauen oder die Anwendung verschiedener Kriterien für die Einordnung, wenn die Lohnfestsetzung auf Grund der beruflichen Zugehörigkeit erfolgt;

— ganz allgemein die Aufrechterhaltung von Lohnunterschieden, die sich auf das Geschlecht stützen, in den Gesamtarbeitsverträgen, Lohnordnungen oder Lohnvereinbarungen.

Die Mitgliedstaaten anerkennen ebenfalls, dass Praktiken, bestehend in der systematischen Deklassierung der weiblichen Arbeitnehmer, in der Anwendung verschiedener Bewertungsmaßstäbe und Arbeitsbewertungskriterien für Männer und Frauen, welche ohne Beziehung zu den objektiven Bedingungen der betreffenden Arbeitsverrichtungen stehen, unvermeidbar sind mit dem Grundsatz der gleichen Entlohnung für eine gleichwertige Arbeit von Männern und Frauen.

4. Wachen darüber, dass diese Praktiken mit den geeignetsten Methoden des nationalen Rechts gemäss dem unter 1) aufgestellten Plan Schritt für Schritt verschwinden.

5. Können bestimmte und begründete Gesuche stellen zur Prüfung von Fällen, in welchen Unternehmungen oder Wirtschaftsgruppen infolge bestehender Unterschiede zwischen Männer- und Frauenlöhnen in andern Ländern sich benachteiligt fühlen. Die Kommission wird unter den Mitgliedstaaten Beratungen organisieren, damit, wenn nötig, wirksame Massnahmen ergriffen werden können. Im Falle anhaltender Schwierigkeiten wird die Kommission, die unter allen Umständen die Einhaltung der obgenannten Verpflichtungen überwacht, zur Beseitigung der Schwierigkeiten die Mittel einsetzen, die der Vertrag den Mitgliedstaaten einräumt.

6. Wirken mit bei der Organisation für die Durchführung einer statistischen Erhebung über die Lohnstruktur und bei einer spezifischen statistischen Erhebung über die Männer- und Frauenlöhne, dies in der kürzesten Frist. Die Kommission wird die erzielten Unterlagen ergänzen durch Umfragen über die Gesamtarbeitsverträge und über die angewandte Technik der Arbeitsbewertung in den sechs Ländern, insbesondere mit Hilfe der Vertragspartner. Die Kommission wird zudem Fälle studieren, die sich für einen internationalen Vergleich der Bewertung von Männer- und Frauenarbeit eignen.

Die erwähnten Studien sollen die Einhaltung der Verpflichtungen gemäss dem unter 1) aufgestellten Plan verfolgen, um eine harmonische Angleichung in den verschiedenen Ländern der Wirtschaftsgemeinschaft zu sichern.

Dienstplicht für junge Mädchen

Immer wieder taucht einmal die Idee einer Dienstplicht für junge Mädchen auf. Als Heilmittel gegen den Personalmangel in Spitälern, in Heimen usw. Bezeichnenderweise sind es denn auch Aerzte, Heimleiter oder Fürsorgerinnen, die auf diese Idee kommen. Wir erinnern an einen Vortrag und Artikel des zürcherischen Stadtrates Dr. Pfister, der vor ein paar Jahren zum ersten Mal dem Zweiten Weltkrieg für einen solchen obligatorischen Dienst war. Damals war es die Zeitschrift «Elle», die mit einem besonders klaren, klugen und eindringlichen Artikel ein solches Ansehen zu die Frauen zu gewinnen. Denn so argumentierte die Zeitschrift, solange man den Frauen noch immer das Stimm- und Wahlrecht verenthält, solange geht es auch nicht an, für die Frauen Obligationen irgendwelcher Art einzuführen. Obligationen, die zwar eben für Frauen bestimmt wären, aber durch Männerabstimmungen eingeführt werden müssten. Jetzt schickt eine Gemeindefürsorge einen SOS-Ruf in verschiedene Zeitungen (auch das Schweizer Frauenblatt hat ihn am 3. August aufgenommen), legt dar, wie es überall an Personal mangelt und fragt, ob nicht eine Art Rekrutenschule der Mädchen in Heimen und Spitälern oder landwirtschaftlichen Betrieben Hilfe bringen könnte. Sie sagt nicht klar, ob sie sich einen solchen Hilfsdienst der Mädchen obligatorisch oder freiwillig vorstellt. Mitte Juni ist am Radio die Frage der Dienstplicht für Mädchen diskutiert worden. Leider hörten wir die Sendung nicht selbst, sondern halten uns hier an die Berichterstattung in der Nationalzeitung. Der Berichtersteller bedauert, dass in jenem Radiogespräch niemand so richtig für ein Obligationen plädierte. «Die einzige Stimme, die für

eine obligatorische Regelung eintrat und die ungehört verhallte, war die einer etwas verbliebenen Erziehlerin, die sich über die Oberflächlichkeit der jungen Mädchen beklagte und meinte, dass es nur zu wünschen wäre, wenn diese einmal «undure» müssten.» Der Berichtersteller selbst ist nicht für ein Obligationen. Warum nicht? «Vor allem steht ja zu befürchten, dass eine obligatorische Dienstplicht zunächst politisch verwendet würde, um, und dies eben auf dem Rücken der jungen Mädchen, den Kampf ums Frauenstimmrecht auszufechten. Dess es kein zureichendes Getöse macht, gibt es Frauen, die Mangel an Hilfen in Familien und Heimen nachgerade bedrohliche Formen angenommen hat, ist leider nur allzu wahr. Aber mit dem gleichen Recht könnte dann andere Berufswege, etwa die Landwirtschaft oder das Baugewerbe, denen ebenfalls Arbeitskräfte mangeln, verlangen, dass ihnen das Militärdepartement mit Soldaten zu Hilfe kommt. Und bedenkt man dann noch, dass eine gewaltige Organisation nötig wäre, um jedes Mädchen an seinen Platz zu weisen, an dem es etwas gewinnen kann, so ist es wohl am besten, die Möglichkeiten freiwilligen Dienstes wirksam anzuzeigen und bereits Vorhandenes, so etwa den diakonischen Einsatz oder das Weichlandjahr, auszubauen und zu fördern.» — Nun, alle diese Gründe können wir, die wir fürs Frauenstimmrecht sind, mitunterschreiben, bis auf die «Befürchtung», ein solcher obligatorischer Dienst könnte «politisch», d. h. fürs Frauenstimmrecht ausgenutzt werden. Da sagen wir sogar: erst wenn wir Frauen selber darüber abstimmen können, ob ein weiblicher Hilfsdienst obligatorisch sein soll oder nicht, erst dann ist der Zeitpunkt da, wo auch wir ein Obligationen erwägen könnten.

Henriette Feuerbach, zum 150. Geburtstag am 13. August 1962

Von Carola von Crailsheim

Henriette Feuerbach, eine der bedeutendsten Frauen, die Franken hervorgebracht hat, wurde am 13. August 1812 in Ermetzhofen bei Steinach als Tochter des Pfarrers Johann Alexander Heydenreich geboren. Sie wuchs mit zwei älteren Brüdern auf, lernte mit ihnen Latein und Griechisch. Wilhelm führte sie in die Welt der Naturwissenschaften, Christian in die der Musik ein. Es ist erregend zu beobachten, wie früh das Schicksal eines Menschen sichtbar wird. Vom Tod ihres Vaters an — Henriette war damals erst vier Jahre alt — wurden Not und Sorge ihre Gefährten, begleiteten sie durch das ganze Leben. Enge Verhältnisse beschatteten auch die Laufbahn der Brüder. Beide mussten auf die erträumten Berufe verzichten. Wilhelm Heydenreich wurde Arzt in Nürnberg, Christian, der sich zum Kapellmeister und Komponisten berufen fühlte, Landrichter in Kronach.

Durch die Freundschaft ihrer Brüder mit den Söhnen des berühmten Appellationsgerichts, für immer unvergessen durch seine Güte gegen Kaspar Hauser, kam Henriette in dessen Ansbacher Haus. Auch dort ging es so bescheiden zu, dass der Sohn Anselm, der Archäologie studiert hatte, genau wie Bruder Wilhelm, die ersehnte Laufbahn des Universitätsprofessors aus Mangel an erforderlichen Mitteln nicht erreichen konnte. Der Gleichklang führte Henriette an. Doch dies war nur der Beginn einer Beziehung, die sich vertiefen sollte.

Anselm war musikalisch, dichterisch, künstlerisch hochbegabt, «wurde jedoch von den Impulsen seiner Vielseitigkeit zu wechselndem bestimmt, um nach einer Richtung hin entscheidend arbeiten zu können. Er hat selbst sehr einsichtig diese Verhältnisse erkannt, das durch zunehmende Krankheit verschlimmert wurde und durch wachsende Erbitterung infolge unverschuldeter Missgeschicke an die Grenze geistiger Erkrankung führte». Als Anselm nach dem jähen Tod seiner Mutter mit seinen kleinen Kindern, Emilie (geb. 1827) und Anselm (geb. 1829) allein blieb, freite er um Henriette. «Grenzenloses Mitleid mit dem kläglichen Anblick eines unpraktischen Mannes und zweier Waisen mag unsere zweite Mutter zu diesem gesegneten Schritt veranlasst haben», schrieb der Stiefsohn Anselm. — Henriette folgte dem Gatten 1834 nach Speyer, 1836 nach Freiburg i. Br. Die durch die Krankheit ihres

Mannes schwere Ehe wurde zur Prüfung. Im Mai 1841 schreibt Henriette an Bruder Christian über ihren Gatten: «Er ist ein ausgebrannter Vulkan. Ob es blosse Krankheit ist, oder Gewohnheit, kann ich nicht beurteilen, ich fürchte beides, und habe wenig Hoffnung für die Zukunft.» Ihrem Mann fehlte die Kraft, das Dasein mit seinen vielen Enttäuschungen zu ertragen. «Gegen Fremde kann er sich zusammennehmen, zu Hause aber ist er völlig in sich versunken, stumm, teilnahmslos. Oft können Tage vergehen, ohne dass es möglich ist, eine Antwort aus ihm herauszubringen...» Kein Wunder, dass die Kinder Henriettes ganze Freude sind, insbesondere Anselm, dessen Talent sie als erste erkennt. In einem Brief vom November 1846 an Emma Herwegh, die Frau des bekannten Freiheitsdichters, schildert sie ihn: «Er ist sehr schön geworden, ganz antik, sieht aus wie ein junger Apoll. Sein Kopf passte auf eine griechische Statue. Er ist sehr gewandt und elegant, besitzt eine frische, ganz selbständige Natur, ist trotzig, kühn, weich, wild, zart, stolz, heftig, ungeduldig, rücksichtslos, artig, anständig, übermütig, lustig, ernst und tief melancholisch, feurig leidenschaftlich und doch Mass haltend in allem, ein echter gesunder Mensch an Leib und Seele.»

Nach dem Tod ihres Mannes im September 1851 zieht Henriette mit ihrer Stieftochter nach Heidelberg, wo sie viele gute Freunde hat. Ihre Wohnung dort wurde zum Symbol ihrer Existenz: «Vereinigung der höchsten, geistigen und künstlerischen Atmosphäre mit den allerbescheidensten äusseren Verhältnissen.» — Henriette gab eine Neuauflage des Hauptwerks ihres Gatten heraus, den «Vatikanischen Apoll», ebenso seine gesammelten Werke. Nach Erfüllung dieser Pflicht widmete sich die hochgebildete Frau schriftstellerischen Arbeiten, ausserdem gab sie Klavierstunden. Von dem Kargen, das sie verdiente, brachte dieser «gute Engel einer Stieftochter» es stets fertig, Anselm Geld nach Paris, Karlsruhe, Rom und Venedig zu senden. Er nahm immer mehr die Mitte ihres Lebens ein. Sie war sein bester Freund, sein treuer Ratgeber und Trostspender. Seit Anselm in Italien lebte, oblag ihr der ganze geschäftliche Verkehr für ihn, alle seine Bilder betreffenden Verhandlungen, der Briefwechsel mit dem Grafen Schack, der Anselm durch Jahre mit Aufträgen half, sowie Anfragen und Antworten an Kunstvereine, Museumsleiter, Spediture. Alles ging durch Henriettes nimmermüde Hände. Sie wanderte von Tür zu Tür, demütigte sich für den Sohn, brachte Opfer über Opfer, erreichte aber auch Entscheidendes für Anselm, verschaffte ihm Aufträge (wie das Kesterportrait in Basel) sowie wichtige Verkäufe.

Es ist charakteristisch für Henriette Feuerbach, dass sie fast alle Briefe an den Sohn vernichtete. Ihr unbearbeiteter Glaube war, einst fänden er und sein Werk ihre Würdigung. Dann war ihr Ziel erreicht, und sie konnte sich auslösen. «Anselm vertritt keine Nachbarschaft», schreibt sie einmal. — Sein schwerer Erdenweg zermartert ihr die Seele. In seinen Lebenserinnerungen gab es Stellen, deren Schwermut sie erzittern liessen, wie etwa folgende:

«Meine Geburt, welche den Soundsovielten in Speyer erfolgte, ist für mich als ein vierfaches Unglück zu betrachten. Einmal, dass ich überhaupt geboren wurde und als wahrhaftige Künstlerseele das Licht der Welt erblickte. Dann aber, weil mein Vater ein deutscher Professor war, dessen Sinn und Geist damals ein klassisches Kunstwerk erfüllte, über welches er seinerseits ein klassisches Buch schrieb, ich meine den «Vatikanischen Apoll». So wurde mir recht eigentlich die Klassizität mit der Muttermilch eingetränkt, eine Klassizität, auf menschlich Wahres und Grosses gerichtet, die denn auch nicht verfehlte, mein Leben zu einem hoffnungslosen Kampf gegen meine Zeit zu gestalten.»

Auch andere Bekenntnisse des Sohnes waren in ihr Herz eingegraben:

«Ich bin zu Grossem berufen, das weiss ich wohl. Zur Ruhe werde ich wohl erst im Tode kommen. Leiden werde ich immer haben. Aber meine Werke werden ewig leben.»

Das fröstelnde Unbehagen, mit dem er in seinem noch nicht vollendeten 16. Jahr die Düsseldorfer Akademie betrat, wirkt wie ein schwermütiger Introitus einer schwermütigen Künstlerkarriere, die nur ganz wenige sorglose, heiterbeschwingte Stationen aufweist, etwa die erste Italienfahrt 1855 in Gesellschaft Viktor Scheffels mit der reizenden Boots-fahrt. «In meinem Gedächtnis ist, wie hinter einem leichten Vorhang, eine Reihe lieblicher Spenen aufbewahrt, wie sie nur ein Dichter und ein Maler erleben können. Zum Beispiel wie wir eine von mir gemalte Madonna als Segel in unserem Kahn aufspannen und die frommen Leute in der Umgebung glauben, die Heilige Jungfrau sei durch das Schiff des Sees gewandelt.»

Des Sohnes Briefe sind der Mutter Freude.

«Ich danke Dir sehr für Deinen Brief», schreibt sie. «Wenn ich auch keinen verlange und erwarte, so zieht damit doch immer eine gewisse Sicherheit bei mir ein, die ich sonst mir selbst unbewusst, vermisst.»

Wie sehr sie mit ihm leidet und immer versucht,

ihn zu stützen, zeigte der letzte Neujahrsbrief vom 30. Dezember 1879.

«Mein lieber Anselm, seit gestern ist Tauwetter und es beginnt ein neues Leben. Da ich die Abschiede nicht leiden kann, sage ich Dir lieber Guten Tag im neuen, als Adieu im alten Jahr, ohne Verdross, ohne Sentimentalität, im vollen Verständnis dessen, was fehlt und was Du innerlich leidest und doch nach dem bisher Errungenen hoffend, in Zuversicht und gutem Glauben. Die Wege sind offen. Was ich bitten möchte ist einfach, Dich möglichst ruhig und unbekümmert zu halten und Deiner künstlerischen Stimmung in Muse oder Tätigkeit freien Raum zu lassen.»

Aus der gleichen Zeit stammt auch ein Brief Henriettes an eine Freundin:

«Anselm wird im nächsten Monat 50 Jahre alt und bereitet sich durch ganz ausschliessliche Mut- und Arbeitslosigkeit darauf vor...»

Ich bin gestern 67 Jahre alt geworden und habe es sehr schwer, weil ich immer das soll, was ich nicht kann und in der Handhabung der äusseren Verhältnisse einer unberechenbaren Natur Rechnung tragen muss, die fremd in der Welt steht — gar nicht von dieser Welt ist. Und doch brauchte es so wenig, ihm zu helfen. Ich besinne mich oft, wie es möglich ist, dass man einen Menschen, der in seiner Zeit doch einzig ist, so erbärmlich verbluten lassen kann im Kampf mit den alltäglichen kleinen Dingen.»

Henriettes Dasein verdunkeln Leid und Schicksalsschläge. 1873 starb an zunehmender Melancholie die zerbrechliche Stieftochter Emilie, die nur in

und über die verschiedenen Perioden seiner künstlerischen Entwicklung je nach Orten und Schulen sowie Berichte über seine Wirksamkeit als Künstler in Italien, Deutschland und Oesterreich zurückgelassen sowie Betrachtungen über künstlerische Themen.

«Von diesen Schriften waren einige ganz, andere mehr oder weniger ausgeführt, manche auch nur flüchtig hingeworfen. Dennoch ist es unzweifelhaft, dass er eine spätere Vollendung und Veröffentlichung im Sinne trug. Dafür bürgen nicht nur verschiedene Stellen in den Aufzeichnungen selbst, sondern auch mehrere Entwürfe zu Vorreden, welche den Papieren beiliegen.»

Die begonnene Arbeit im Sinn des geschiedenen Künstlers auszuführen und dieselbe in seinem Namen und Andenken dem Druck zu übergeben, erschien als eine heilige Pflicht, als ein Vermächtnis im doppelten Sinn.»

Ein Wort Anselms mag Henriette in dieser Zeit oft Kraft geschenkt haben. «Was Du für mich gelitten und getan hast, Mutter, wer hätte es getan? Sind nicht alle Resultate, die ich erzielte werde, zur Hälfte Dein Werk?»

In treuer Pflichterfüllung ging Henriette an diese Aufgabe heran, scheute sich vor der kleinsten Aenderung im Text. «Anselm ist ganz und gar Autor, es ist kein fremdes Wort darin, nur die Bearbeitung und Anordnung ist mein Geschäft.»



Träumen gelebt hatte. Drei Jahre später kehrte Anselm todkrank aus Wien zur Mutter nach Heidelberg zurück.

Er war im Sommer 1873 als Professor der Spezialschule für Historienmalerei an die Akademie nach Wien berufen worden. Der langsam Genesende fühlte sich aber in Heidelberg wenig wohl, sehnte sich nach dem heimatischen Nürnberg.

Wieder bringt Henriette Feuerbach Opfer, verlässt alles, was ihr in Heidelberg lieb war, die Stadt, die ihr ein Vierteljahrhundert Heimat gewesen, die treuen Freunde, Wald, Schloss und Neckar, und zieht mit dem Sohn nach Franken. «Dass meine Mutter sich dem anschloss, was für meine Kunst das förderlichste erschien, war ihr natürlich», schreibt Anselm anlässlich der Uebersiedlung.

Im selbst treibt es bald wieder nach Italien. Als «einstweilig beurlaubter Professor» reist er im Herbst 1876 ab, hielt sich in Bologna, Florenz, Rom, Venedig auf, wo er sein letztes Bild «Das Konzert» malt. Es stellt sechs Personen einer Musikgesellschaft dar, die Anselm jeden Abend spielen hörte und denen «ich die Handgriffe und Fingerbewegungen ablausche.»

Ein schwarzer Schleier weht über dem Portrait. Noch während Anselm Feuerbach das Bild malte, wurden die sechs Musiker, Männer und Frauen, bei einer nächtlichen Luftfahrt nach dem Lido von einem Dampfer überfahren und ertranken. «Trotzdem ich zu den Figuren», schreibt er der Mutter, «eigentlich kein Modell hatte — ich konnte mich nach dem Unglück nicht entschliessen, andere Modelle zu nehmen — sind sie doch warm und selbenvoll.»

Am 4. Januar 1880 trifft Henriette Feuerbach das bitterste Leid ihres Lebens. An diesem Tag stirbt Anselm einsam in einem Gasthaus Venedigs, erst 50 Jahre alt.

Vergebens hatte er sich nach Ruhm und Erfolg gesehnt. Auf dem offiziellen Nürnberger Begräbnis wurde sie ihm zum ersten Male zu Teil. Die emphatischen Reden, wie die Lorbeerkränze wirkten selten auf die arme Mutter. «Anselm ist durch seinen plötzlichen Tod quälender Krankheit entgangener, sie müde. «Dass die Krankheit aber seine herrliche, kraftvolle Natur ergriff, ist das Werk elender Verhältnisse und böser Menschen. Das Märtyrertum hätte gerade ihn verschonen sollen.» — Von nun an beherrscht sie ein einziger Gedanke. Sie muss für Anselms Nachruhm sorgen. Sie ist ganz Liebe, ganz Wille, ganz Selbstaufgabe.

Thomas Brackheim sagt sehr richtig, das geschichtliche Bild Henriettes werde bestimmt durch die Lebensleistung für den Stiefsohn. Diese Leistung spiegelt in der Herausgabe von Anselm Feuerbachs «Vermächtnis».

«Sie selbst», fährt Brackheim fort, «blieb bei dieser Arbeit ganz im Hintergrund, dienende Figur. Wohl wusste ein kleinerer Kreis von Freunden, wie sehr sie sich in der Sorge und Filsorge erschöpfte, die in bürgerlichen Möglichkeiten und der künstlerischen Geltung des Sohnes galten. Aber ihre Gestalt, ihr eigenwichtiges Wesen war dem breiten Bewusstsein verborgen.» Anselm hatte bei seinem Tod eine Mappe mit Aufzeichnungen über seine Jugend

Fast erblindet, siebzugigjährig, unterzog sich Henriette in ihrer kleinen Wohnung am Ansbacher Hofgarten der Mühe, die vielen, winzig klein geschriebenen Briefe des Sohnes abzuschreiben, diese «herzbrechende Arbeit» zu leisten.

Alles Menschliche trat dabei zurück. Von den Schwierigkeiten und der Qual der Ausführungen zeugen viele Briefstellen:

«Es ist eine Arbeit, die wie eine Schlange am Herzen frisst», schreibt sie einmal, und «ich denke mir die Schrift nicht als festgesetzte Arbeit, sondern als leicht hingeschriebenes Skizzenbuch. Alles, was an planvolles Gefüge erinnert, möchte ich vermeiden, einfach, schlicht, losen natürlich, aber — mit der vollen Wirkung des Lebens eben. Glück ist nicht, wird es nicht gedruckt. Ich hoffe aber und habe den festen Willen, mein Pilgergeduldspiel so lange zu versetzen, bis es unabänderlich, weil lebendig wird.»

Ergreifend ist Henriette Feuerbachs Stimmung bei Fertigstellung des Werkes.

«Ich habe inzwischen meine Arbeit vollendet und an den Verleger geschickt», schreibt sie, «und bin ganz entzückt. Wir wollen sehen, wie es weitergeht. Wenn Sie einst diese Blätter lesen, werden Sie sehen, welch unbarmerische Aufgabe dies war. Aber es musste sein und niemand ausser mir hätte sie leisten können. Desto grösser ist meine Angst über die mir aufliegende Verantwortlichkeit. Wenn nun der Erfolg ein ungünstiger oder nur ein gleichgültiger wäre, hätte ich den Namen meines Sohnes aufs Spiel gesetzt, denn es ist ja nicht mein, sondern sein Werk. Die Veröffentlichung war sein Wille. Die Schrift ist sein Vermächtnis und unter dem Titel erscheint sie auch. So möge sich Gott meines guten Willens erbarmen und mir Gelingen geben, weiter weiss ich nichts zu sagen. Wenn man so viele Monate nur einen einzigen Gedankenfasern festhält und er schwindet nun plötzlich aus der Hand, stehen die Gedanken still oder laufen in die Irre.»

Seit Anselms Tod kreisen Henriettes Gedanken noch um ein anderes Problem: um einen mit seinen Erben zu schliessenden Vertrag. «Bereits im Januar 1880 erwarb sie den gesamten künstlerischen Nachlass und übernahm die darauf ruhenden Schulden. Der Entschluss, eine Gesamtausstellung von Anselms Werken zu veranstalten und seine Aufzeichnungen herauszugeben, wurden etwa gleichzeitig gefasst. Auch die Uebersiedlung nach dem billigeren Ansbach ist sofort festgesetzt worden. Von hier, pflegte Henriette zu sagen, konnte sie in einer halben Stunde Anselms Grab erreichen. Da die Ausstellung infolge der Feindseligkeit Münchner Künstler, vor allem Pilotys gegen Feuerbach, in München nicht stattfinden konnte, wurde... Berlin gewählt.» Die Ausstellung brachte im Frühling 1880 den ersten grossen, doch nur moralischen Erfolg der Feuerbachschen Kunst. Der materielle Gewinn war gering.

Henriettes Eindruck dieser Ausstellung legt sie in einem Brief vom 3. Mai 1880 nieder:

«In Berlin habe ich die irdische Unsterblichkeit Anselms mit Augen gesehen. Die Ausstellung ist über alle Beschreibung schön, nach Inhalt wie nach Einrichtung. Die Bilder jeder Epoche beisammen mit den dazugehörigen Skizzen und Zeichnungen, dazwischen Palmen, Lorbeergruppen, plätschernde Brunnen — alles leuchtet und lebt in wundervollem Licht...»

Ich habe Anselms Unsterblichkeit mit Todes-schmerzen erschaut. Für mich ist das Leben vorbei.

Über die Fähigkeit, zu lieben

In der Liebe kann man nicht sündigen.
Der erste Ehebruch: das ist dem Nachbar verrate, was ich nur allein wissen darf.
Seligkeiten werden nur verliehen. Man soll nie warten, bis Gott sie zurückfordert.
Die Liebe kennt viele Wege, und noch auf dem schlechtesten kann sie Gott begegnen.
Eine Frau ist ein Regenbogen, der um so farbiger leuchtet, je dunkler die Geheimnisse ihres Herzens sind.
Die Frauen gleichen dem Wasser einer Quelle, das du mit beiden Händen schöpfst. Ehe du noch getrunken, rinnt es dir schon durch die Finger.
Ungeduld ist ein schlechter Werber. Jede Frau ist zu gewinnen, doch nicht zu jedem Mann. Und auch von dem, der ihr bestimmt ist, nur, wenn man ihr die Wahl der Stunde überlässt, in der sie sich verschenken will.
Kein Mann kennt das Leid, das in dem Warten einer Frau liegt.
Göttinnen können sich auch in Schlangen verwandeln.
Es liegt sich unbehaglich mit einem Heiligen schein in Bette.
Stark ist die Frau erst, wenn sie vom Manne nichts mehr erwartet.
Frage nicht, Mensch, beuge dich vor dem Geheimnis.
Der Intellekt lässt sich betrügen, das Unbewusste niemals.
Grosse Güte kann manchmal schrecklich sein. Das Uebermenschliche und das Unmenschliche sind nur feindliche Geschwister.
Lauf vor deinem Schicksal nicht davon. Es hat doch schnellere Beine.
Der Hochmut hat eine natürliche Schwester: die falsche Demut.

Von Frank Thiess, «Die Seemannchen», Band 23, Verlagsgesellschaft Herrmann Klemm, Freiburg i. Br.

Sehnsucht nach dem Garten



Ich kenne einen alten Landedelmann. Er ist wohl achtzig Jahre alt, und wenn er durch die Straßen der Stadt geht, bliebt jedermann stehen und schaut ihm nach, als wandle da vor aller Augen leibhaftig die versunkene Zeit der Ritter und Edlen vorbei. Er trägt den schwarzen Frack unserer Grossväter, den spiegelnden Zylinder aus der Zeit, da er sich vor einem halben Jahrhundert vierspännig durch seine Länderereien fahren liess, weisse Handschuhe und ein leichtes Silberbesteckchen in der Linken und natürlich das unentbehrliche Einglas ins Auge geklemmt. Das ist alles, was ihm der Krieg von seinem immensen Reichtum liess. Nein, halt, das ist nicht wahr, noch etwas anderes blieb ihm, und deshalb erzähle ich ja gerade diese Geschichte. Vor dem Fenster seiner Mansarde, die ihm gütwillige Freunde für ein Nichts eingeräumt haben, steht ein Blumenkistchen. Die Erde darin hat ihm sein Sohn heimlichweise und unter vielen Gefahren aus dem Garten seines Schlosses im Osten mitgebracht. Nun wachsen und blühen darin die Begonien in freudigen, glutvollen Farben, den ganzen Sommer über. Oft und immer wieder stellt der Alte im Rahmen seines schmalen Fensters besichtigt jeden neuen Trieb, jede Knospe und jeden Blütenkelch, liest die dünnen Blätter weg, begiesst die Pflanzen, schützt sie vor allzu greller Sonne und kennt auf der ganzen Welt keine grössere Freude als «seine» Blumen. Sie sind sein Glück, seine Liebe, sein Garten, ja sein ganzes Landgut, hier ist er zu Hause, hier findet er seine Sehnsucht gestillt.

Vielleicht ist auch unsere Sehnsucht nach dem Garten ein Verlangen nach gestillter Sehnsucht, denn nicht wahr, wenn wir an irgendein Stück Garten in unserem vergangenen Leben zurückdenken, so war es ein klein wenig Welt des Friedens; vielleicht eine Schaukel, oder wir bis in die Aeste des Kastanienbaumes hinaufzogen, ein Liegestuhl unter einem Holunderbusch, der kleine Bauergarten unserer Grossmutter mit kieselbestreuten, von niederen Buchsbecken umsäumten Wegen, vielleicht war es auch der Schrebergarten draussen vor der Stadt, wo wir unsere zwei Hasen pflegten und der Mutter die Schnecken vom Salat lesen halfen, es war der erste Schulgarten, in den wir mit Kresse unseren Namen säten, oder die paar Gemüse- und Blumenbeete im Gemeinschaftsgarten des Mietshauses... Jedenfalls waren oder fühlen wir uns als Besitzer, als Betreuer eines Stück Landes, für das wir verantwortlich waren, das unsere Mühe belohnte, besser oft als Menschen, das uns mit besinnlichen Stunden dankbaren Glückes beschenkte.

Nein, es sind nicht die grossen berühmten Gärten der Welt, nach denen das Herz zuseilen ein sehnsüchtiges Verlangen hat, auch wenn sie unerschwinglich in alle Weiten ziehen möchte, es ist weder Versailles noch Schönbrunn, weder der Hyde-Park noch der Giardino Boboli. Wohl lieben und bewundern wir sie, verkörpern sie doch ein Stück Kulturgeschichte der Menschheit, und gerne malen wir uns aus, wie es einst war, als glanzvolle Könige darin lustwandeln und ihren staunensvollen Gedanken nachgingen, nichtsahnend ränkeschmeichelnde Minister zu dunklen Verschwörungszusammenkünften schlichen, verwöhnte Prinzessinnen und ihre Hofdamen mit heiteren Schätterspielen unterhalten wurden. Das alles gefällt uns wohl und ist ein hübsches Spiel für

unsere Phantasie, aber wenn wir müde und verwirrt sind, fliehen unsere Gedanken viel lieber zu den kleinen Gärten, die wie Visionen in unserer Erinnerung hängenblieben: wir sitzen auf dem Steinmückerchen über den demütig schmalen, sich der Sonne zuneigenden Terrassengärten Assisis und träumen über die dunstige Ebene hin. Zu unseren Füssen wachsen der Gran Turco, die Olive und der Mandelbaum, und irgendwo im leichten Schattenschliff der Hüter und Besteller des Gartens, barfuss, den zerbeulten Hut auf dem Gesicht. Oder wir schreiten durch den weitentdrückten Klostergarten des Begriehofes von Gent, eine Rarität aus der Bibliothek unter dem Arm, und grüssen von weitem die Schwestern mit den weissen Schmetterlingshauben. Mag sein, dass wir am abendlichen Fenster unserer Stube sitzen, ein Bändchen chinesischer Gedichte in den Händen, und nun durch Blüthenstrahlen streifen, über kleine Brücken aus Jade zum Pavillon aus grünem und aus weissem Porzellan schreiten und, mit den Freunden trinkend und plaudernd, uns im Spiegelbild zeigen.

Aber wahrscheinlich ist doch der eigene Kindheitsgarten das Ziel unserer Sehnsüchte. Was haben wir alles darin erlebt! Wir spielten mit den Freunden vom Nachbarhaus im Sandhaufen und Versteckens, zerstritten uns und warteten uns gegenseitig die weissen Kieselsteine der Gartenwege als menschenfressende Löwen, Tiger und Elefanten über die Hecke... Der Vater hatte uns noch im Haselbusch eine kleine Bank gezimmert, dort schaukelten wir uns, bis der Mutter der Angstschweiss über den Rücken lief und wir uns erbarmend aufs Dach des Gartenhäuschens hinüberschwangen und neue Akrobatikstücke erfanden. Mütter, die Kinder und einen Garten haben, sind gleicherweise zu bedauern und zu beneiden, das Beneiden überwiegt aber sehr, das wollen wir gleich festhalten. Ich könnte nun des langen und breiten über den erzieherischen Einfluss des Gartens auf die Seele des Kindes schreiben, der ganz gewiss gross ist, spare es aber auf ein andermal und bleibe lieber noch ein wenig in meinem Garten.

Später, als wir grösser wurden und von zu Hause wezkamen, verwandelte



sich auch unser Garten. Die Beete, von denen die Mutter ihre Salathäupte und ihren Blumenkohl so stolz in die Küche getragen und sich dabei ausgelacht, wieviel sie nun wieder erspart hätte (der Vater rechnete ihr dann freilich vor, dass das gekaufte Gemüse viel billiger sei), verschwanden und wurden zu einer einzigen grossen Rasenfläche, wo der Vater, den wir eines Tages unbetragt und unversehens zum Grossvater machten, in Ruhe sein Leibblatt las. Später puzelten die Enkelkinder rings umher, kletterten auf die blumenüberwachsenen und ehemals verbotenen Trockenmückerchen, äugten im Steingärtchen nach den schillernden Eidechsen und unter den Rhabarberblättern nach den jungen Igel, pfückten die Tulpenköpfe, setzten sich mitten in die meterhohen Zinnien und taten alles, was früher unerlaubt gewesen. Nur menschenschneidende Bestien warfen sie nicht mehr über den Gartenhag, sie rechneten mit ihnen zu Feinden gewordenen Freunden eigenhändig ab, um, wie wir, eine halbe Stunde später wieder friedlich mit ihnen zu spielen.

Und jetzt, da ich in der Stadtwohnung lebe und keinen Garten, ja nicht einmal ein Kistchen mit der Erde meiner früheren Heimat vor dem Fenster stehen habe, ergreift mich manchmal das Heimweh. Dann schlendere ich durch die

Schrebergärten, die, wenn man in den Vorstädten mit der Bahn vorbeifährt, so armselig und bedrückend aussehen und, von nahem betrachtet, jedes ein kleines Gartenparadies ist, mit Liebe gepflegt und im Schweiz des Angesichts bearbeitet. Ich sehe die Väter und die Mütter säen und ernten und die Kinder spielend mithelfen und weiss, dass sie hier ihre besten Stunden erleben, der Erde verbunden und mithilfe dem grossen Schöpfungsaurtrag der Menschheit. Auch an reichen, wohlbestellten Gärten geht mein Gang vorbei, unter dem bunten Sonnenschirm hinter der Ligusterhecke steht der gedeckte Teetisch, man hört das Geschirr klingen und ein halblautes fröhliches Gespräch. «Wie müssen sie ihren Garten geniessen, wie glücklich sind sie...» denke ich und weiss nicht, dass der Hausherr eben ausgerechnet hat, dass der Bodenwert des Gartens schon wieder gestiegen und bereits dreimal so hoch wie vor vier Jahren sei. «Aber der Garten ist mir mehr wert als alles», höre ich ihn ausrufen und sehe, wie er eine weite, glückliche Bewegung in die Runde macht, «hier ist der Ort, wo ich ausruhe und wieder zu mir selber komme, hier gehen mir die besten Gedanken durch den Kopf, und wenn ich im Leben etwas erreicht habe, so ist bestimmt der Garten mit daran schuld.» Ruth Steinogger

Pflege verlangen, gehören die Büsche und die blühenden Sträucher. Der gelbblühende Kerriastrauch bevorzugt eine schattige Lage, ist breitwüchsig und anspruchslos. Der Philadelphus-virginica, auch falscher Jasmin genannt, bildet weissblühende Rosetten und dient als dekorativer Abdeck- und Gruppenstrauch. Die Blüten sind stark duftend und eignen sich vorzüglich für Schnittzwecke. Auch ist der Philadelphus eine gute Bienenweidepflanze. Zwischen diesem Ziergeholz fühlen sich auch die mit glockenförmigen Blüten behangene Weigelia, der mit Stacheln bewehrte und mit weissen breiten Blütenschirmen versehene Aerialstrauch sowie die Zwergvogelbeere, die im Herbst mit reichem Beerenbesatz versehen ist, wohl. Auch der rotblühende Weissdorn, der gelbblühende Blasenstrauch, die Kornelkirsche und der Feuerbusch sind Sträucher, die mit Blüten und Fruchtknoten jährlich ihre Pflicht erfüllen, ohne dass wir uns um sie zu kümmern brauchen. Nur im Herbst müssen wir die allzu lang aufgeschlossenen Ruten etwas kürzen.

Auch wird der bequeme Gärtner den Rasen durch eine Naturwiese ersetzen, und die Wege werden aus Schrittplatten bestehen, auf denen kein Unkraut wächst. Anstelle des Wasserfasses oder des Komposthaufens werden ein Liegestuhl und anstelle der Glaskisten ein schattenspendender Gartenschirm aufgestellt.

Das Gartentor fehlt, um das Aufklappen der Türe zu ersparen, und selbst auf das Vogelbassin verzichtet der gemütliche Gärtner, denn es müsste doch hin und wieder gescheuert werden. Der Schlauch, mit dem wir den Garten bewässern, wird zur verzauberten Glesskanne, die nie nachgefüllt werden muss. Der müssige Gärtner kann sich während dieser Tätigkeit behaglich in den Liegestuhl setzen und es regnen lassen.

Während der faulenzenden Gärten nichts tut, wird er auch nichts Verkehrtes oder Törichtes in seinem Gartenreich anrichten. Auch wird er noch anderweitig im Winter für seine Sorglosigkeit belohnt, denn er hat versäumt, im Herbst da und dort Samenkapselfen, Blätter, Fruchtstände und Zweige abzuschneiden. Diese sind nun mit Raufreif überzuckert, so dass es aussieht, als habe der Wintergärtner einen leisen Schlag mit dem Zauberstab erhalten. Else Ruckli-Stöcklin

Der bequeme Gärtner

Jeden Tag müssen wir im Garten viel Kleinarbeit verrichten. Wir müssen die Erde vorbereiten, Samen oder Stecklinge besorgen, aussäen oder einpflanzen, pikieren, düngen, hacken, gessen, vom Ungeziefer befreien, stutzen und Verblühtes entfernen. Jede Pflanzenart entwickelt sich verschieden. Der nasse Sommer erreicht eine andere Pflege der Pflanzen als der trockene. Sobald die Sonne fehlt, bleiben die Farben blass, regnet es zu oft, faulen die Blüten bereits in der Knospe. Oft werden die jungen Triebe hart, der Flor hält nicht an, und die Erde wird schwer. Neben den heißen Pflanzen, die geschäftig und gepflegt werden wollen, gibt es auch robuste, zähe, anspruchslose Arten, die sorglos in der Tag hineinblühen, wenig Arbeit verursachen und um so mehr Freude spenden. Ich rate

dem bequemen Gärtner, der nicht will, dass ihm die Gedanken über den Kopf wachst, sich auf folgende Pflanzen zu beschränken:

Im Sommer erfreuen den bequemen Gärtner Ringelblumen, Löwenmäulchen, Tagetes, Zinnien, Nelken und Akelei, die nicht von Lüssen und sehr wenig von Krankheiten befallen werden. Das Fleischieste Lieschen ist wohl die anspruchsloseste Gartenbewohnerin. Ohne unser Dazutun blüht es unermüdet den ganzen Sommer hindurch bis spät in den Herbst hinein, und da es seine verwelkten Blüten ordentlich ins Blättergewirr fallen lässt und sich jeden Tag wieder neu mit Blüten bekränzt, brauchen wir für dieses niedliche Blumengeschöpf nicht zu sorgen. Um einen täglichen Wasserguss ist es uns allerdings dankbar. Zu den weitem Pflanzen, die wenig

ich denke nur und schaue die Zukunft und in ihr als leuchtende Sterne Anselms Werke. Ich habe in Berlin zum ersten Male mein eigenes Empfinden, welches mir erst erfüllt ist, weil die Kraft mangelt, es ins Bewusstsein zu fassen, ganz erschöpft — und erfasst. Es war die grösste Erschütterung und Erhebung, derer meine Natur fähig ist. Ich existiere überhaupt gar nicht, sondern ganz allein der Künstler... Das 'Konzer't soll — weil unvollendet — um 3000 Taler verkauft werden. Ich habe es der Nationalgalerie, wo auch die Schackischen Bilder hinkommen, als Vermächtnis zu Anselms Andenken für alle Zeiten gestiftet. Vierundzwanzig Stunden habe ich darum in mir gekämpft. Endlich hat mir das Bild gesagt, was es will, und so ist auch Ruhe in mir geworden. Was die Menschen darüber sagen und denken, ist mir gleich. Ich bin ganz vom Leben gelöst, es ist kein Band, das stark genug wäre, mich festzuhalten.

Ob ich hier bleiben, oder wohin ich mich wenden werde, weiss ich nicht. Es ist mir auch ziemlich gleichgültig. Sie haben recht. Das Vorrrecht bleibt mir, in meinem Leid unter zu können, das überall mitgeht, sei es dumpf oder in voller gelöster Kraft, wie ich in Berlin empfind.

Sie haben mich alte, einsame Frau empfangen wie eine Fürstin, die in ihr Schloss einzieht. Das war das Aergste. Aus der Zeit nach Anselms Tod sind viele schmerzgefüllte Briefe Henriette Feuerbachs erhalten.

Am 12. Januar 1880, des Sohnes Begräbnistag, schrieb sie an ihren Freund Julius Allgeyer: «Tröst gibt es nicht. Pflicht und Resignation müssen den Kampf gegen den Jammer der Seele allezeit führen. Eigentlich kann ich nicht leben, aber kurze

Zeit muss es noch sein. Ich stecke in einem Meer von Schmerzen, Sorgen und Qualen, und es ist mir eigentlich recht, denn ich will und mag keine gute Stunde mehr haben, in einer Welt, die das Kostlichste mutwillig zerstört, was ihr geschenkt ward. Anselm war nicht krank, er ist an gebrochenem Herzen gestorben...»

An Konrad Fiedler schrieb sie am 16. Januar 1880 im gleichen Sinn: «Anselm ist ein Opfer des Unverständes der schlechten Zeit, des Neldes und Unerlässlich seiner eigenen, feinen, reizbaren Natur geworden, die kampfmüde war und die Waffen niederlegte. Er starb nicht an einer Krankheit, sondern ihm ist einfach das Herz gebrochen. Im Schlafe ist er hinübergegangen. Bewahren Sie ihm ein freundliches Andenken!... Was mich betrifft, ist es am besten, Sie erlassen mir darüber zu reden oder zu schreiben...»

Der Erfolg des Buches überstieg alle Erwartungen. Als die erste Auflage 1882 erschien, kamen aus allen Teilen Deutschlands die Zeichen der Wirkung. Briefe und Zeitungsberichte zu der Greisin. Eine neue Auflage musste binnen kurzem vorbereitet werden. Die Ahnung, dem Sohn die Unsterblichkeit künden zu können, verkürzte die letzten Jahre der Einsamkeit, und die Nachricht von dem einstimmig beschlossenen Ankauf «Das Gastmahl des Plato» für die Karlsruhe Galerie, die sie im August 1892 erhielt, wirkte als göttliche Fügung, als verschönerter Abschluss ihres selbstlosen, kummervollen Lebens. Eine weitere Freude war die Errichtung eines eigenen Feuerbach-Saals in der Karlsruhe Galerie. — Erwähnungswert ist ferner Henriettes Schenkung sämtlicher Briefe Anselms an die Berliner Nationalgalerie.

Wir alle kennen die Bilder, die der Sohn von der Mutter malte, besonders jenes, das die Mutter sitzend darstellt, ein dunkles Tuch über den weissen Haaren und den Ausdruck traurigen Ernstes über den noch im Alter schönen Zügen. Carl Neumann, der damals junge Kunsthistoriker, malt uns mit Worten noch ein unvergessbares Bild aus dem Ansbacher Heim.

«Man betrat zwei Räume. Im ersten stand ein Flügel, der zweite war vom Abgeschiedenen bewohnt. Hohe Blattpflanzen standen in den Fensterrischen und dämpften das Licht. Was der alten Frau noch von den Werken des Sohnes geblieben war, hing hier an den Wänden. Die Farbenskizze einer Kreuzabnahme, eine Blumenstude aus der Zeit, da «Das Gastmahl des Plato» gemalt wurde, schliesslich das Hauptstück, die Zeichnung einer stehenden Iphigenie nach dem Land der Griechen ausblickend... Das war ihr Altbild. In einem Glasschrank standen vor den Büchern ein paar kleine antike Bronzen, sie waren von Anselms Vater, dem Archäologen. Wir verliessen das Zimmer. Frau Feuerbach setzte sich vor den geöffneten Flügel nieder, erst, wie um auszurufen. Dann fragte sie, ob ich das Chorwerk kenne, das Johannes Brahms als ein Verehrer von Anselms Kunst ihr gewidmet habe, die Komposition von Schillers Nämie. Sie reichte mir die Noten zum Nachlesen und begann auswendig zu spielen. Bei einer Stelle musste ich unwillkürlich aufsehen. An die Textworte der weinenden Götter und Göttinnen angekommen, verstummte die Begleitung. Der Chor singt allein. Es sind wenig Takte, aber über ihnen liegt eine Empfindung unendlicher Verlassenheit, eine Trostlosigkeit, vor der jeder Zuspruch schweigt... dass das Schöne vergeht, dass das Vollkommene stirbt... Die Frau am Flügel in dem schwarzen Gewand, die hohe Gestalt nach vorn gebeugt, verloren in dem Klang der Töne

und Erinnerungen — war sie nicht die tragische Muse selbst, war es nicht ein Schicksalslied, das sie kündete?»

Henriette Feuerbach verbrachte die letzten Jahre in Stille und Einsamkeit. «Ich brauche so wenig, dass ich immer im Ueberfluss bin», beteuerte sie. Bis zuletzt bewegten sie mystisch-religiöse Gedanken, sie liest die Bibel in griechischer Sprache, versucht bis zuletzt ihren Wahlspruch «sich selbst erreichen» zu erfüllen, und stirbt still am 5. August 1892. Noch einmal tritt sie — wie immer im Dasein — hinter den Sohn zurück, lässt sich nicht an seiner Seite in Nürnberg begraben, sondern neben ihrer Mutter auf dem Ansbacher Friedhof.

In ihrem Schreibtisch fand sich ein Tagebuch, dessen Weisheit neben dem «Vermächtnis» weiterlebt. Hier legt die Greisin, Anselm Feuerbachs treue Stiefmutter, die Summe ihres Lebens in Worte nieder, deren reiner Glanz die Patina der Zeit nicht anrührt... «Ich habe mir aus meinem Leben die Lebenspraxis herausgezogen, zu tun, was ich kann und dann ruhig zu sein... Teilweise ist das Schicksal doch nur ein Echo dessen, was man selbst ist und tut, da handelt es sich darum, das rechte Wort zu finden. Das heisst bei mir immer: Strebsamkeit, Ausdauer — da, wo die Kraft zu Ende ist: Geduld und Ergebung. Für den Rest, der überall bleibt, tritt für mich eine Macht ein, von der ich mich getragen fühle wie das Kind in den Armen der Mutter. Nur muss zuerst alle Kraft erschöpft sein bis auf den letzten Tropfen, eher nicht, aber dann kann ich ganz und selig ruhen von meinen kleinen kindischen Mühen, dann muss es gut gehen und geht auch...»

Der Bücherwurm



Belletristik

Augustle. Hedwig Lohs. Verlag Ernst Kaufmann. 16 gansseitige Photos.

Relizende Erlebnisse einer «Viehoeremutter», die nie nein sagen kann, wenn ihr ein ausgesetztes Büdel, ein flügelalmher Rabe, ein aus dem Nest gefallener Spatz oder was immer sonst es sei, ins Haus und damit in ihre Pflege gebracht wird. Sie hat ein grosses Herz und wohnt auch ein grosses Haus für alle ihre Pflegelinge und findet immer sofort eine persönliche Beziehung zu ihnen. Die Photos werden jenseitig Tierliebhaber entzücken.

Die «Seemannchen». Band I. Die Entlarung der Weiber. Jean Paul.

Jean Paul giesst die ganze Bitterkeit seines Herzens über die armen Frauen aus. Hüthen wir uns, das Bändchen in Männerhände geraten zu lassen, obwohl, oder gerade, weil es so viele Wahrheiten enthält.

Band 11. Der Leierkastenmann.

Mord, Totschlag, Untreue, Verrat — ein herrlicher Strauss Moritäten, wie sie wohl von fahrenden Sängern herumgerichtet wurden — aber irgendwie modernisiert.

Band 15. Liebesgedichte. Ausgewählt von Cornelius Witt.

Man möchte sagen: Liebesgedichte aus allen Zeiten und Kulturkreisen. Das erste aus dem 16. Jahrh. v. Chr., stammt aus Aegypten. Chinesische, malaisische und arabische stehen friedlich neben denen des Abendlandes: Vogelweid, Opitz, Goethe, Ringelzelt etc. Werturteile sind unmöglich, die Unterschiede liegen anderswo.

Band 13. Seemannchen für Damen. Hellmut von Cube.

Von einem Mann geschrieben, der offenbar die Frauen kennt und — lebt. Geist, Humor und eine winzige Prise Spott sind die Würze dieses charman-ten Bändchens.

Band 24. Schwarze Weisheiten. Gesammelt von Rolf Italaender.

Sprichwörter seien der Niederslag des allgemeinen Denkens, wie es sich im Volksmund erhalte, und führten nicht auf die Höhe dichterischer Phantasie, schreibt Italaender in seinem Nachwort. Das gilt nicht nur für die schwarzen Weisheiten, denn die Quintessenz bleibt sich gleich. Es sind lediglich die Form und der Bilderreichtum, die von Volk zu Volk wechseln. Aber die sind interessant und aufschlussreich.

Band 28. Beweis, dass die Frauenzimmer auch Menschen sind. Aus dem Lateinischen übertragen von Dr. Heinrich Nudow, Königsberg 1791

Es muss um die Achtung, die die Frau im Altertum genoss, bös bestellt gewesen sein! Brauchte doch der Verfasser 16 Argumente, um zu beweisen, dass nicht nur die Männer Menschen sind. Es ist wohl möglich, dass die Übersetzung im Jahr 1791 einen wirklichen Bedürfnis entsprach. Wir Heutigen erkämpfen uns auf der damals geschaffenen Grundlage die Gleichberechtigung. Vielleicht übertragen wir uns einmal, wie der Weg von der «lücken alten Zeit» zum Heute war.

Die dämonische Welt des Branwall Brontë. Daphne du Maurier. Übersetzt von N. O. Scarpi. Verlag Fretz & Wasmuth AG Zürich/Stuttgart. Fr. 17.50.

Im Vorwort zu ihrem Buch schreibt Daphne du Maurier folgenden aufschlussreichen Satz: «Wenn diese Arbeit ein gewisses Mass von Verständnis für eine lange verlebte, vernachlässigte und geringgeschätzte Persönlichkeit zu schaffen vermag und dazu beiträgt, ihm seinen ursprünglichen Platz in der Familie Brontë wiederzugeben, wo er, bis zu den letzten Jahren des Verfalls, so geliebt wurde, wie übrigens auch im Dorf Haworth, dann ist dieses Buch nicht vergebens geschrieben worden.» Es geht Daphne du Maurier also darum, Branwall Brontë gerecht wiederfahren zu lassen. Sie bemüht sich um eine objektive, auf zeitgenössischen Briefen aufgebaute Darstellung dieses unglücklichen jungen Mannes. Sie sagt nicht «so war es», sondern begnügt sich mit einem «vielleicht», oder «so könnte es gewesen sein». So entsteht zwar ein lückenhaftes, aber durchaus wahres Bild dieses phantasiereichen Mannes, dessen Unglück darin bestand, dass er Wirklichkeit und Phantasie nicht unterscheiden konnte. Er musste deshalb trotz seiner glänzenden Begabung im realen Leben versagen. Leider befriedigt die Übersetzung nicht.

Der schweizerische Familienroman, der sich im Glarnerland, in Graubünden und Zürich abspielt und der manche Probleme der Schweizer Frauen aufzeigt

BETTY KNOBEL:*

«Zwischen den Welten»

229 Seiten in zweifarbigen, broschiertem Umschlag: Fr. 7.50

* Betty Knobel hat Ende 1959 von der Stadt Zürich ein Ehrengrab für ihr literarisches Schaffen zugesprochen erhalten.

Die Unterzeichnete bestellt

Exemplare des Romans Betty Knobel «Zwischen den Welten» a. Fr. 7.50 beim Verlag «Schweizer Frauenblatt», Technikumstrasse 83, Winterthur.

Name und Vorname der Bestellerin:

Genau Adresse:

Der blinde Peter und andere Begegnungen. Gerhard Klein. Verlag Urachhaus, Stuttgart.

Neun Erzählungen machen den kleinen Band aus. Seitens verhalten, andeutungsweise begegnen uns die Menschen: einfache Arbeiter auf einem niederbayerischen Gut, ein verkommener (?) Priester als Landstreicher, die russische Krankenschwester Anastasia, alle ein tragisches, manchmal auch mystisches Schicksal entüllend.

Lebensaufreute. Ernst Nägeli. Gute Schriften, Basel

Auf Baumrinden gewachsen, herb und bodenständig schreibt Ernst Nägeli seine Geschichten. Ohne halbverstandene Psychologie geht er den Geschehnissen auf den Grund, so dass es jedem mit gesundem Menschenverstand Begabten möglich ist, ohne geistige Verrenkungen zu folgen, ohne aber je plump und langweilig zu werden.

Die Ahne. Der Stein. Vinzenz Erath. Gute Schriften, Zürich

«Die Ahne» ist eine uralte Tanne, die vom Blitz getroffen, gefällt werden muss. Die ganze Gegend trauert um sie. «Der Stein» ist eine Erzählung aus Kalifornien, zur Zeit des Goldrausches. Grimmig — anschaulich viel Wert oder Unwert von Reichtum und Macht geschildert.

Geliebtes Seeland. Otto Zinniker. Gute Schriften, Bern

Zinniker liebt das Seeland, mit grossem Einfühlungsvermögen spürt er auch die verborgenen Schönheiten dieses wahrhaft gesegneten Landstriches auf. Die hübschen Illustrationen: steuerte Gunther Schärer bei.

Ich bin ein Schweizer Knabe. Hans Zbinden. Verlag Francke, Bern

Kleines Vademekum für Ausländer, witzig, spritzig und amüsant.

Hermann Augustin «Als er noch in der Chaise fuhr», Verlag Gute Schriften, Basel, mit Zeichnungen von Max Kämpf.

Ein Landarzt, einer der alten Garde, der noch eifrig in seiner Chaise über Land zu seinen Kranken fuhr, erzählt seine Erinnerungen. «In der Chaise werden Glück und Freude, Sorge und Kummer ausgepackt und viel Leid und Not. Lachen und Weinen, ein Hauch von Leben und Tod durchzieht sie. Sie ist eine Muschel der Seufzer. Ich höre in ihrem Rauschen die unerbittliche Satzung der Erde — das Weinen. Das ganze All scheint ein Seufzer zu sein. Ich höre immer diese Seufzer. Der Arzt wird von ihnen gerufen, und er folgt ihrer Spur. Und ich habe oft nichts als die tröstende Hand. Wenn es nachts an die Haustür pocht und pocht, so weiss ich oft nicht, ob es für einen Kranken, oder ob es der Tod selber ist, der an mein Herz pocht. Der Tod steht immer vor der Tür. Und die Chaise ist bereit. Wenn ich

Tumult auf der Kyburg. Heiner Gross. Illustriert von Werner Büchi. Schweizer Druck- und Verlags-haus AG, Zürich

Mein 12jähriger Sohn schreibt darüber: Hans und Bärbel lernen im Zirkus Knie den Zauberer Robas kennen. Eigentlich kannten sie ihn ja schon vorher unter seinem richtigen Namen Sabor. Er hat durch den Zaubereifen den Weg aus dem Märchenland auf die Erde gefunden. Hans, als General des Wunderlandes, ist Sabors Feind. Bärbel, Fritz und Ernst helfen ihm, den durchgebrannten Zauberer zu suchen. Leider aber ist der Wunderreifen verschwunden. Sie suchen ihn überall. Hans muss deswegen die Luftschiffen fahren. Aber, o weh, unterdessen ist der Reifen zersägt und zu Kleiderbügel verwandelt worden. Diese wieder zu finden ist eine schwere Sache, und die vier Kinder erleben noch viele schreckliche Dinge, bis sie auf der Kyburg gegen Sabors Roboter kämpfen und sie am Schluss besiegen. Ich finde dieses Buch glatt und spannend, es könnte gar nicht besser sein.

Wiederum legt uns der Verlag H. R. Sauerländer zwei TRIO-Taschenbücher auf den Tisch (zu je Fr. 2.30).

Franz Braumann: «Gold in der Taiga»

In der Wildnis der Taiga führt das Schicksal zwei Menschen zusammen: Michel Prank, Pelzjäger im «Tal der blauen Quelle», und Peter Semling, Bergbauingenieur aus Wien, der auf Goldsuche über das unwegsame Altalgebirge gekommen ist. Gemeinsam streifen die beiden Männer durch den sibirischen Urwald. Tag und Nacht im Kampf mit Bibern den Tieren. Auf den Spuren der Banditen gelangen sie einer Siedlung wolgadeutscher Pioniere und können die Bewohner rechtzeitig vor einer drohenden Katastrophe warnen. Nach der Vernichtung des Dorfes schliesst sich Peter Semling den Siedlern an, um am Flusse Taschaja neues Land zu erschliessen.

Das Marienlob der Reformatoren. Walter Tappolet, Zürich, unter Mitarbeit von Dr. Albert Ebnetter, Zürich. Katzmann-Verlag Tübingen. 360 Seiten. 8 Bild-beigaben.

Es mag uns Protestanten verwundern, dass die grossen Reformatoren im Zug ihrer Erneuerung der christlichen Kirche Maria nicht von ihrem Platz gestossen haben. Dass dem nicht so ist, zeigt uns das hierer Buch. In minutöser Arbeit wurde das hinterlassene Schrifttum der vier grossen Reformatoren gesichtet und alle Stellen über Maria einer genauen Prüfung unterzogen. Und siehe da: sie sind sich einig, Mariens Lob zu singen. 1532 preist Luther ihre Demut mit folgenden Worten: «So dient nun Maria, die Mutter Gottes, der Verwandten (gemeint ist Elisabeth) im Wochenbett, wird eine Kindsmagd von Sankt Johann... bedet das Hünselein, das liebe Täuflerchen, wäset seine Windeln, hat ihn gewaschen, rein gemacht und ihn herumgetragen und bringt ein Süpplein.» Calvin spricht von ihr als einem Vorbild, einem «Spiegel des Glaubens». Von Zwingly und Bullinger sind die beiden grossen Marienpredigten fast vollständig wiedergegeben. Das alles überzeugt uns, dass die Wertschätzung Mariens bei den Reformatoren viel grösser war, als sie es heute wahrscheinlich ist. Man möchte hoffen, dass

vermeinte, dass der Tod der Chaise vorangehe, kommt er hinter ihr nach; und schau ich zurück, so ist er schon nicht mehr da, sondern dort, wo ich ihn nicht erwartet habe.» Und dann folgen die Bilder aus den Häfen, den Dörfern, von seltsamen Menschen und schweren Schicksalen, die der Landart oft machtlos miterlebt, alles ausgezeichnet und ohne Pathos erzählt. Dazu die Zeichnungen von Max Kämpf, Kostbarkeiten für sich, die man immer wieder hervorholt und bewundert und die eigentlich eine bessere Aufmachung verdient hätten, gehen sie doch weit über das Illustrative hinaus, sind Kunstwerke im eigentlichen Sinn des Wortes.

Für Frauen

Die Sendung des Mädchens Jeanne d'Arc. M. J. Krück v. Poturzyn. Verlag Urachhaus Stuttgart.

Eine neue Wahrheit über Jeanne d'Arc? Mancher wird sich fragen, weshalb sie eine so grosse Anziehungskraft auszuüben vermag auf Schriftsteller, Poeten und Dramatiker. Wer war «die Jungfrau» überhaupt? Eine Heilige, eine Hexe, eine Sibylle, eine Wahnsinnige, eine Wahrsagerin? Wer nun glaubt, in diesem Buch eine eindeutige Antwort auf diese Frage zu bekommen, stellt sich arg getäuscht. J. M. Krück behandelt diese Frage eigentlich gar nicht. Sie erzählt uns das herrliche und zugleich grauenvolle Leben dieses einfachen Bauernmädchens, wie es sich laut Akten abgespielt hat. Sie beschönigt nicht, sie versucht keine Erklärungen zu geben, sie stützt sich allein auf die zahlreichen zeitgenössischen Berichte. Wir gewinnen «die Jungfrau» lieb in ihrer stillen Grösse, und wir glauben ihr ihre Visionen und Stimmen, ohne sie jedoch zu begreifen. Wir staunen über das 19jährige Kind, das das Schicksal Europas in Händen hielt und sich trotz dessen Politik die Hände rein zu halten wusste.

Unser Kind im Schulter. Herausgegeben von Johannes Kunz. Ex-Libris-Verlag, Zürich. Fr. 6.80

Verschiedene namhafte Autoren geben uns ihre Erfahrungen preis, die sie mit kleinen und grösseren Schülern machten. Sorgen der Eltern, Nöte der Kinder, Schwierigkeiten in der Schule und bei der Berufswahl. Sexualaufklärung, das sind nur einige Kapitel des über 300 Seiten starken Bandes. Gewiss werden Eltern und Erzieher gerne nach diesem Buch greifen, das ihnen Wegweiser und Helfer sein möchte in vielen Situationen. Gründlich, sachlich und vor allem auch für psychologische Ungelehrte gut verständlich geht es den Problemen zu Leibe, stellt alles ins richtige Licht und vermag sicher vielen alten Angewöhnten Trost und vielen allzu Draufgängerischen Bremsen sein. Vor allen Dingen wird uns eindringlich klargemacht, dass wir nie uns selber im Kind verwickeln können und es auch nie versuchen dürfen.

Für die Jugend

Annikki Setälä: Irja tauscht Rentiere

Irja, Studentin in Helsinki, geht für ein halbes Jahr in die Nordmark, das Land der Wanderlappen, um ihrer erkrankten Schwester, die dort verheiratet ist, zu Hilfe zu stehen.

Aber das Leben im einsamen Dorf besteht für sie nicht nur aus Hausarbeit und Kinderhüten. Sie nimmt auch teil an romantischen Bergbesteigungen und abenteuerlichen Flossfahrten auf den reisenden Flüssen Lapplands.

Und was keiner von dem ungebärdigen Mädchen erwartet hätte, kurz vor der Heimkehr tauscht sie Rentiere mit dem Arzt Kalle Karhu. Nach allem Lappenbrauch bedeutet dies: sich einem geliebten Menschen fürs Leben versprechen.

SJW-Hefte: Nr. 771. Drei Bursche, drei Abenteuer. Von 10 Jahren an. Spannend. Nr. 772. Die Rosawölke. George Sand. Ein hübsches Märchen, von 13 Jahren an. Nr. 773. Kennst du Amerika? Reisen und Länder, von 12 Jahren an. Nr. 774. Schneewittchen. Das bekannte Märchen, zum Ausmalen, von 5 Jahren an.

Uebrigens, ich heisse Flip. Von Esther Galwitz. Verlag Herder Freiburg. 144 Seiten. Fr. 8.20

Der Aussenseiter Philipp hat es nicht leicht. Der Eintritt in eine neue Schule wird erschwert durch den Kummer um die zerrüttete Ehe seiner Eltern. Von seinen Klassenkameraden misstrauisch beobachtet und schliesslich bei jeder Gelegenheit verlacht und gehänselt, steigert er sich in masslosen Zorn, der ihm allerhand Streiche spielt. Nun ist er nicht mehr der Musterknabe und wird als wildig befunden, in den Kreis der «sieben Wilden» aufgenommen zu werden. Was die Buben in «Klein-Amerika» treiben, wie sie es ausbauen, an die Polizei verlieren und dank Flips Vater und einem Unglücksfall zurückbekommen, all das vermag unsere Buben wohl zu begeistern.

Verschiedenes

das Werk ein kleines Steinchen zur Einigung der beiden grossen Konfessionen auf dem Weg räumen könnte.

Die Schweizerische Schwerkörper-Schule auf Landhof, Unterentfelden bei Aarau, hat einen neuen, reich bebilderten Prospekt herausgegeben, der auf all die wichtigen Fragen «Warum, Wer, Wie, Wo, Wofür» Antwort gibt. Die Aufnahmebedingungen am Schluss zeigen, wer Anrecht hat, in die Schule aufgenommen und gefördert zu werden.

Doris Eicke: «Das Fremde Du», Hans-Feuz-Verlag, Bern, 304 Seiten, Leinen Fr. 13.80. «Mutter und Kind», Jahrbuch für Kinderpflege und Familienbildung, Verlag Walter Loeppchen AG, Meiringen, Fr. 1.80. Schweizer Rotkreuz-Kalender für 1963, Fr. 2.— «Wohnen, leben im Geiste der Zeit», bebilderte Broschüre für Wohnkultur.

Eine Reihe führender Unternehmen des Wohnungsbaus und der Innenausstattung haben sich zur Aufgabe gemacht, an Hand von Beispielen und leicht verständlichen Zusammenfassungen die Grundzüge des modernen, zeitgemässen Wohnens und Haushaltens zu erklären.

Wänns timberet

De Aabig teckt vom Himmel heer d Wält mit syn Timbergwand, stöit tusig Grle übers Fäld, die gyed mitenand.

S Nachthöiel verwachet draab, zündt syni Augen aa, s icht Zyt für syn, huuuu, huuuu, es mues uf d Streiffi gaa.

Es Reeli wo na grasest hät am Waldrand uf der Wiis, setzt eligant durs Underholz, und d Eschti chrachend lys.

Deet wo im Holz am tüüfischen Isch, deet huuret schwarzi Nacht, Doch dohe händs de Aabigsteern parat zum Schyne gmacht.

Alice Staub-Huber

Aus dem soeben erschienenen Gedichtbändchen «S git tusig Sache...» (Volksverlag Elgg)

In Frankreich schlemmen. Waverley Root. Albert-Müller-Verlag

Root hat eine kulinarische Frankreichreise gemacht und sich offenbar mit Sachkenntnis und grossem Fleiss durch alle Spezialitäten hindurchgesehen. Er sagt ihnen genau, falls sie es noch nicht wissen sollten, wo sie die besten Weine trinken und auch grad noch die besten Weinjahre dazu, wo sie das zarteste Geflügel serviert bekommen und welche Landschaft die leckersten Desserts hervorbringt. Falls sie also ein raffinierter Gourmet sind und eine Frankreichreise vorhaben, vergessen sie nicht, das Buch in ihren Koffer zu packen.

Kalender: für die Taubstummenhilfe 1963, Fr. 2.—, Schweizerischer Blindenfreund 1963, Fr. 2.—, Alpenhorn-Kalender 1963, Fr. 2.—, Band-Kalender 1963 mit abtrennbaren Kreidolf-Postkarten, Fr. 3.90

Kurznachrichten

Vergebung

fm. Durch letztwillige Verfügung hat die in Utendorf bei Thun kürzlich verstorbene Fräulein Lina Pfister von ihrem Vermögen eine Summe von 152 000 Franken für gemeinnützige Zwecke vermacht. Es erhalten: die Kirchengesellschaft Utendorf für das Kirchengebäude 40 000 Franken, das Schweizerische Taubstummenheim in Utendorf und die Basler Mission je 20 000 Franken, die Oberländische Asyle «Gottesgnad» 12 000 Franken, die Evangelische Gesellschaft des Kantons Bern, die Blindenanstalt in Spiez, das Oberländische Erziehungshaus «Sunneschyn» in Steffisburg, das Spital Dr. Albert Schweizer in Lambarene, die Schweizer Hilfe für Armenen und das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz je 10 000 Franken.

Ehrendoktorhut für eine Journalistin

(NP) Gräfin Marion Dönhoff, die Leitartiklerin und stellvertretende Chefredaktorin der Hamburger Wochenschrift «Die Zeit» wurde während eines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten vom Smith College, der Hochschule für Frauen in Northampton, Mass., mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet.

Volksbräuche in der Schweiz

Die zurzeit auf 24 Schaufenster der Firma Jelmoli ausgedehnte folkloristische Ausstellung ist bedeutend. Für Idee und Ausführung zeichnen der Schweizerische Verkehrsverein und die Firma Jelmoli.

Der Künstler, Meister Ehrhardt, verdient für seine Leistung grosses Lob. Man staunt über die lebens-echten Szenen, die schweizerische Volksbräuche aus alter und neuer Zeit aufleben lassen, man wundert sich, wie es überhaupt möglich war, die vielen echten Kostüme, historischen Trachten, Geräte, Gebrauchsgegenstände und urtümlichen Masken aus fernsten Winkeln unseres Landes aufzutreiben, um sie szenisch wirksam als typische Umgebung der Figuren einzusetzen. Einzelne Szenen aus dem reichen Bilderbuch hervorzuheben ist nicht leicht. Es sind Kostproben aus dem schweizerischen Leben in seiner ganzen Vielseitigkeit — interessante Bräuche heidnischen Herkunft, historische Feiern, religiöse Feste, überliefertes Brautchaum aus dem Leben der Bauern, Aelpler, Sennen. Selbst Eingeweihte erleben hier Uebersassungen — vor dem «Gans-Abhauet in Sursee», vor dem überdimensionierten «Gropp», vor der wackern Zugerin «Gretli Schell» oder vor den drohligen «Röllleibützen» zu Fuss und zu Pferd, deren Angriffe auf die jungen Mädchen mit riesigen Wesserspitzen auf alten Rein- und Fruchtbarkeitszauber zurückgehen. Natürlich fehlen weder die heidnischen Spuk- und Schreckgestalten der Dezember- und Silvesternächte noch die klassischen Repräsentanten der Basler Fasnacht, auch nicht der berühmte «Züri-Bögg». Die traditionelle «Schiltlied» ist ein von der Gegenwart gehüteter lebensfroher Brauch. Während ausländische Feriengäste sich staunend in das Bilderbuch schweizerischer Volksbräuche vertiefen, freuen wir Einheimische uns der unerwartet gebotenen Geschichtsstunde über Bekanntes und Unbekanntes aus Heimat und Volk.

H. Forrer-Stapfer

Veranstaltungen

FRAUENSTIMMRECHTSVEREINE ZÜRICH, WINTERTHUR und ZÜRCHER OBERLAND

Freundschaftsreffen

Samstag, den 25. August 1962, im Hotel «Wildenmann», Männedorf.

Abfahrt in reservierter «Schwalbe»: 13.30 Uhr ab Bürkliplatz. Ankunft ca. 19 Uhr. Orientierung und Diskussion über die Vorlagen betreffend die Kirchengesetze sowie die Abänderung von Art. 16 Abs. 2 der Kantonsverfassung.

Redaktion:

Frau Ruth Steingger, Luzernerstrasse 88, Kriens-Luzern, Tel. (041) 334 10

Verlag:

Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Dr. Olga Stämpfli, Gönndorfhof, Aarau

GRIECHISCHE PASSION

Roman von Niko Kazantzakis

Copyright by F.A. Herbig, Verlagsbuchhandlung (Walter Kahner) Berlin-Grüneburg

Der Barbier Antonis schlug vor, ihn zu Ader zu lassen, aber die Nachbarinnen waren damit nicht einverstanden.

«Willst du sein Blut nehmen, Antonis? Er ist ja blass wie Leinwand... Wir wollen die alte Mantelien holen, sie soll den Dämon beschwören, der sich in ihm niedergelassen hat.»

Ein Junge lief, um die Beschwörerin zu holen. Währenddessen schlug eine Frau vor, man solle ihm eine saure Zitrone geben, eine andere, man solle ihm einen glühenden Ziegelstein auf den Leib legen, und eine dritte meinte, sie sollten ihn dreimal ansprechen, damit der Dämon Furcht bekäme und entfliehe.

Doch bevor sie sich noch entschlossen konnten, kam die alte Mantelien geschwind und eifrig mit ihrer ganzen Arzneikunst daher. Drei kleine Beutel waren es, der eine weiss mit allerlei duftenden Kräutern, der andere schwarz mit Pulvern und kleinen Fläschchen, der dritte blau mit schwarzen Bohnen, grünen Glasstücken, Teer, einem Stück des Heiligen Kreuzes, Blumen von der Mitternachtsmesse des Karfreitags und einem kleinen Knochen von der Piedermaus.

Sie beugte sich hinab, sah sich Panagiotaros genau an, schüttelte den Kopf und zog seine Frau abseits in eine Ecke.

«Du wirst entsetzlich gequält», sagte sie leise. «Du wirst mir furchtbar leid... Der da ist kein Mensch, er ist ein wildes Tier. Jetzt hat er für einen Augenblick seine Kraft verloren und ist schlaff geworden, bald aber erholt er sich und fängt wieder von neuem an, und dann wird es nur noch schlimmer. So einer ist dein seliger Mann, der Teufel hat ihn geholt... Ich weiss etwas, das ich dir anvertrauen kann, aber du musst schwören, es geheim zu halten, nicht einmal Gott darf es wissen.»

«Ja, ich schwöre es», sagte die arme Frau und begann zu zittern.

«Sieh», sagte die Alte und zeigte auf den kleinen Beutel. «Hier habe ich wunderartiges Pulver. Wenn wir es ihm geben, wird er in einigen Tagen ruhig und ohne Schmerzen verrecken. Was meinst du? Du wirst frei, Aermste, und auch er wird frei sein von seinen Sünden.»

«Um Gottes willen, sag es nicht noch einmal!», entsetzte sich Panagiotaros' Frau.

«Wie du willst», sagte die Alte und zuckte die Achseln. «Ich denke nur an dein Bestes, aber wie du willst...»

Sie steckte den kleinen, schwarzen Beutel wieder zu sich, nahm den weissen mit den Kräutern und begann ihre heilende Kunst. Sie kochte die Kräuter, gab sie ihm zu trinken, nahm Oel von Panagias Lampe, vermengte es mit Pfeffer und rieb ihn damit ein. Man erzählte ihr von dem Ziegelstein, und sie legte einen glühenden Ziegelstein auf seinen Leib. Dann nahm sie den Teer aus dem blauen Beutel und malte ein Kreuz auf die Schwelle zur Aussentür. Darauf jagte sie alle aus dem Zimmer, verschloss die Tür und näherte sich Panagiotaros, spie dreimal auf ihn hinab und zeigte ihm eine lange Nase.

«Zur Hölle mit dir, Judas!»
Damit ging sie hinaus.

«Beunruhigt euch nicht», sagte sie. «Ich habe über ihn den Segen gesprochen. Nach drei Tagen geht es ihm wieder auszeichnet.»

Als Bezahlung erhielt sie die trockenen Brotstücke, die auf dem Hof verstreut umherlagen, und eine dicke Wurst, die im Olivenbaum hängen geblieben war. Sie schlug das Zeichen des Kreuzes und ging ihrer Wege.

Eben, da sie den Schlüssel hervorholte, um ihre Pforte zu öffnen, ging Giannakos mit seiner Eselin vorbei. Er hatte es eilig und war düsterer Stimmung.

«Nana, warte ein wenig, dass man dich anschauen kann, Giannakos!», sagte sie. «Wie geht es meinem feinen Neffen? Tut er euch nicht leid? Ihr habt ihm völlig den Kopf verdreht. Und jetzt sitzt er einsam wie ein Kuckuck auf dem Berg und liest im Evangelium, behauptet man. Hörst du? Im Evangelium!

Anstatt mit Lenio Kinder in die Welt zu setzen!»,
«Ist das der Dank, alte Mantelien?», antwortete Giannakos empört.

«Ist denn keiner da, der vor ihm niederfallen und ihm die Füsse küssen möchte? Zur Hölle mit euch, ihr erbärmlichen Wichte!»

Was sollte Giannakos mit ihr streiten? Seine Gedanken gingen hinauf nach Sarakina, wo er eben vorbeigekommen war und von Erschütterung und Erstaunen gepackt wurde. Man hatte mehrere Häuser gebaut, aber kein Holz für die Dächer. Die Kinder sassen blass und schwächlich vor den Grotten. Sie konnten nicht spielen, sondern sassen ernst und gedankenvoll wie die Alten da und blickten auf die Ernte drunten auf den Feldern und auf die Mädchen mit den weissen Köpftüchern, die dort den das Korn schnitten. Einige Frauen sammelten Gras, andere zündeten Feuer an, aber sie hatten kein Oel, kein Brot, keine Oliven, sie assen Gras in Wasser gekocht. Die Männer waren in die angrenzenden Dörfer gegangen, um Arbeit zu suchen. Der Priester Fotis hatte einen Sack und das Evangelium genommen, er war als Bettler durch die umliegenden Dörfer gezogen und hatte um Almosen für die Seelen gebeten.

«Wie geht es euch?», fragte Giannakos einen alten Mann, der aus einer Vertiefung des Felzens Wasser holte und einen kleinen Erdstreifen, den er bepflanzt hatte, wässerte. «Wie geht es euch in euern neuen Dorf?»

«Ehre sei Gott. Wir leben noch», antwortete der Alte.

«Ich finde, die Kinder sehen schwächlich aus, ihre Beine sind wie Schilfhalme...»
«Oh, die werden schon noch stark, mach dir keine Sorgen deshalb. Einige werden sterben, das kann nicht schaden. Die Männer können andere schaffen, das hast du schon. Das Menschengeschlecht ist unsterblich. Hast du Kinder?»

«Nein.»
«Nicht? Weshalb nicht? Schaff dir Kinder, es gibt Frauen genug, Gott sei Dank, tu du das Deine zudat!»

Giannakos ging weiter. Einige erkannten ihn und grüßten ihn. Die Frauen versammelten sich um die Eselin und blickten sehnsüchtig auf die vollen Körbe. Ein kleines Mädchen streckte die Hand aus und zog ein kleines, rotes Band hervor. Sie war entzückt, streichelte es mit den Fingerspitzen, seufzte und steckte es wieder in den Korb zurück. Eine kleine, schwarzhaarige Frau zog einen weissen Hornkamm aus dem Korb. Sie sah in ihn und besass nicht das Herz, sich von ihm zu trennen. Ihr Auge flog vom Kamm zu Giannakos, sei meinte, den Kamm bereits bekommen und in die Schürze gesteckt zu haben, ohne dass jemand es gesehen hatte, und dass sie vor der Grotte sass und sich in der Sonne kämmte.

Giannakos unterließ sich mit den Männern. Hin und wieder aber warf er auch einen Blick auf die Frauen, die sich um die Eselin sammelten und hatten. Ihre Hände gruben gierig in den Körben und fielen dann leer und kraftlos zurück. Plötzlich zuckte Giannakos zusammen. Seine Augen leuchteten auf. Er nestelte die Trompete vom Gürtel und blies. Dann setzte er die Hände wie einen Trichter an den Mund und rief:

«Kämme, Bänder, Spiegel, Nadeln, Stoffe, Spindel! Kommt wäht und nehmt! Geld verlangt ich nicht, ihr dürft mich in einer andern Welt bezahlen!» Die Frauen horchten auf. Sie wollten zu den Körben laufen, aber sie beherrschten sich.

«Er scherzt nur», sagte eine. «Lasst die Finger weg!»
«Er scherzt nicht, sage ich!», erwiderte die schwarzhaarige, kleine Frau und steckte den Kamm, den sie in der Hand hielt, in ihre Schürze. Das kleine Mädchen schrie auf, es steckte die Hand wieder in den Korb und zog das rote Band heraus.

Giannakos sah zu und lachte. Dann stieg er auf einen Stein.

«Greift nur in die Körbe hinein, habt keine Furcht! Was ich sage, ist wahr, ich will kein Geld. Ihr dürft mich in einer andern Welt bezahlen! Ich vertraue darauf!»

«Ich bin ein Wucherer, antwortete Giannakos und lachte. «Gott wird mir mit Zinsen zurückerzahlen.»

«Ich habe gehört, mein Junge, dass unsere Priester Geld ausleihen und Verträge schliessen, um den Gegenstand in einer andern Welt zu erhalten, aber sie sind gläubig.»

«Ich bin auch gläubig», sagte Giannakos und fasste die Eselin am Zügel.
«Lebt wohl!»

Am Fusse des Sarakina war er, kurz bevor er die alte Mantelien getroffen hatte, Nikolios begegnet, er kam ihm auf den Schultern trug und ins Dorf hinuntereilte.

«Hallo, Nikolios!», rief Giannakos. «Was macht Manolios?»
Nikolios wandte sich um und lachte.
«Er liest, der Jämmerling, und denkt... Ich geh mit einem Lamm zu meinem Herrn und werde heiraten!»

Ja, es traf zu, dass Manolios Tag und Nacht im Evangelium las und in Gedanken versunken war. Er holte das Holzstück mit dem geschnitzten Christusgesicht hervor und begann es von innen auszuhöhlen, damit er hineinkommen und es sich nach seinem eigenen Gesicht anpassen könne.

Dann und wann legte Manolios das ausgehöhlte Holzstück auf sein Gesicht, um zu sehen, ob es passte. Mitunter traf Nikolios ihn mit der Maske auf dem Gesicht und brach in Lachen aus.

«Herrgott, Manolios, du bist wieder ein Kind geworden, glaube ich. Du sitztest da und spielst mit Karntelarten.»
Manolios lächelte.

«Ich spiele nicht», sagte er nur und schwieg.
Mehrere Tage hatte Nikolios seine Kreise um Manolios geschlagen, er hatte ihm etwas sagen wollen, aber die Worte blieben ihm im Halse stecken und kamen nicht heraus. Doch eines Tages fasste er Mut, er ging näher zu ihm heran, setzte sich neben ihn lehnte sich vor und gab sich den Anschein, als ob er das geschnitzte Holz betrachte. Aber seine Gedanken waren weit fort. Schliesslich gab er Manolios einen kräftigen Knuff mit dem Knie.

«Hör mal, Manolios», sagte er laut, als stände er auf dem Berge gegenüber und rief ihn an.
«Schrei nicht so, Nikolios. Sprich leise, ich höre.»
«Ich möchte dir etwas sagen. Aber du darfst nicht böse werden, hörst du?»

«Ich werde nicht böse, Nikolios. Bede nur.»
«Ich werde Lenio heiraten», rief Nikolios und packte seinen schweren Hirtenstab fest mit der Faust, bereit zuzuschlagen, wenn Manolios sich auf ihn stürzen sollte.

Manolios lächelte.
«Ich weiss es», sagte er.
Nikolios riss die Augen auf.

«Du weisst es?», sagte er. «Du weisst es und gehst nicht auf mich los? So wahr ich lebe, ich würde dich totschiessen, wenn du mir nicht siehst wie ich.»
«Ich gebe euch beiden meinen Segen. Möge alles gut gehen. Möget ihr leben, älter werden und eure Kinder zu guten Menschen machen.»

«Das begreife ich nicht», murmelte Nikolios, nachdem er eine Weile gegrübelt hatte. «Schlägst du mich nicht tot?»
Manolios breitete die Arme aus und umarmte den Hirtenjungen.

«Schlägst du mich nicht tot?», fragte Nikolios wieder.
«Nein, nein, Nikolios, ich werde dich nicht totschiessen», sagte er und lachte.
Nikolios erhob sich plötzlich erschrocken und warf einen letzten Blick auf Manolios, der wieder an dem Holz zu schnitzen begonnen hatte.

Er ist nicht recht beisammen, der Aermste, er ist völligkann verdreht. Ich mache mich am besten davon, dachte er. Er tat einen grossen Sprung von dem einen Stein zum andern, steckte die Finger in den Mund und pff. Die Hunden kamen mit den Schafen und Ziegen, und Nikolios befand sich wieder unter Geschöpfen, auf die er sich verstand. Sie kamen ihn und er sie — er fühlte sich ruhig und sicher.

Einem Augenblick gingen Manolios' Gedanken zu Lenio. Sie war rund, weich und reizbar, genau wie Nikolios. Er legte das Holzstück in den Schoss und verfiel in Nachsinnen.

«Sie sollen meinen Segen erhalten», murmelte er. «Sie haben den Weg eingeschlagen, den Gott den Menschen hier auf Erden eröffnet hat. Ich kämpfe, um auf einen anderen Weg zu gelangen — keine Frau, keine Kinder, keine Freude, ich schwöre der Welt ab, ich schüttele den Staub der Erde von meinen Füssen... Tue ich recht? Christus tat recht daran, er war Gott, aber ein Mensch? Ist es nicht Hochmut, Gottes Spuren folgen zu wollen?»

Er konnte keine Antwort finden. In den grossen Augenblicken fragte er nicht. Er ging seinen Weg voran, er war sicher. Nie hatte er eine solche Sicherheit, nie ein solches Glück empfunden, als damals, da er mit auf den Rücken gebundenen Händen zu seiner Hinrichtung ging. Doch in den kleinen Augenblicken, da er nicht in seiner ganzen, tiefsten Seele gepackt war, fragte, überlegte, zweifelte er.

Jetzt erhob er sich, legte die letzte Hand an das Christusgesicht. Er hatte es so weit ausgehöhlt, als erforderlich war. Er legte es an sein Gesicht, es passte genau.

«Ehre sei Gott», sagte er. «Es ist fertig.» Er fiel auf die Knie nieder und betete, dann ging er hinein und hing es an die Wand neben die alte Kreuzigungsikone mit den Schwalben.

In diesem Jahr würde die hübsche, verführerische Katarina nicht zum Fest des Schützigen des Dorfes kommen... Jedes Jahr pflegte sie sich am Vorabend dieses Tages ihr Haar zu waschen und mit Lorbeeröl aufzutragen, die Zähne mit Walnussblättern zu reiben, ein Halsband mit blauen Steinen um den Hals zu legen, um vor dem bösen Blick geschützt zu sein, und dann zum Propheten hinaufzugehen.

Jetzt aber lag die Witwe unter der Erde, und alles war vergangen — das Haar, die Lippen, die Wangen und der Hals, und nur die Zähne waren in der Erde zurückgeblieben und glänzten wie kleine, weisse Steine an einem Strand.

Auch Panagiotaros war in diesem Jahr nicht zum Fest erschienen. Er lag noch auf seinem Bett und fluchte. Aber seine beiden Töchter waren heimlich zum Aussorter hinausgegangen und schritten bergauf — schwarzhaarig und rund, mit einem haarigen Flaum auf den Oberlippen und schweissigen, mattschudrftenden Armen. Sie waren wie kleine wilde Tiere, deren Zeit herangekommen war, denen das

Heim zu eng geworden war und die nun hinaus-schweiften und gierige, wilde Blicke nach rechts und links warfen, um ein männliches Tier zu fangen. Sie senkten die Augen, wenn ein Bursche vorüberging, sie richteten ihm nach und lachten über ihn.

«Sieh nur, wie schief der Aermste ist! Sieh, was für Beine er hat, wirklich ein 'schöner' Bursche! Und er missief ihnen, weil er vorüberging und sich nicht über sie warf.»

Auch der Barbier Antonis ging hinauf. Er trug einen Bart, da er viel zu tun gehabt hatte und sich nicht hatte rasieren können. Von dem Propheten Elias hielt er viel, denn alle Bauern liessen sich bei ihm rasieren, bevor sie sich zur Feiert begaben, und wenn sie zurückkehrten, hatten sich einige stets erkältet oder betrunken und baten ihn, doch schnellstens zu kommen, um sie zu Ader zu lassen. Das waren seine grössten Einkünfte.

Die drei Freunde hatten sich am Ende der Schar gehalten, sie gingen langsam und plauderten. Anfangs waren Michelis und Giannakos neben dem Priester Grigoris gegangen, der eine, um ein Auge auf seinen Esel zu haben, auf dem Mariori ritt, ihn hin und wieder antreiben und mit ihm zu reden, um ihm merken zu lassen, dass er neben ihm ginge, der andere, um Mariori Gesellschaft zu leisten, sie zärtlich und liebevoll anzusehen und heimlich mit ihr über ihre lichte Zukunft zu sprechen. Michelis war stolz auf die Zartheit, Schüchternheit und Würde seiner Braut, und sie auf sein freundliches, welches Gesicht, das dunkle lockige Haar und die straffe Erscheinung.

Mariori war von einem vergessigten Lichtschein umhüllt, sie sah vor sich eine Mariori, die ein kleines Kind nährte.

«Ach, Elias, ich komme, eine Gnade von dir zu erleben, mache mich würdig, einen Sohn zu bekommen.»

Konstantis war mit seiner Familie etwas weiter unten in der Menge. Voran ritt seine Frau, die beiden Kinder auf dem Esel hinter sich, er folgte ihr, ohne etwas zu sagen. Was sollte er sagen? Es war schon



alles gesagt, im Guten zuweilen, zuweilen in Zank und Streit. Immer und immer wieder brauste sie auf und zankte mit ihm, doch er hatte die Waffen niedergellegt und war ins Himmelreich, in die Stille, eingegangen, wie er sagte.

Allmählich jedoch hatten die drei Freunde, als ob es sie zueinander zöge, sich von den Thrigen freigemacht und am Ende der Schau zusammengefunden.

«Wo ist Manolios? Ist er nicht dabei?», fragte Konstantis. «Kommt er nicht zum Fest?»

«Gestern Abend ging ich an seiner Höhe vorbei, aber er war nicht daheim», antwortete Michelis. «Ich fragte Nikolios, wo er sei, und er antwortete: 'Er ging heute früh mit einem Oelkrug und einem Büschel Lorbeerzweige zum Propheten Elias hinauf und ist noch nicht zurückgekehrt. Er ist nicht recht bei einander, ich glaube, er ist auf bestem Wege, verückt zu werden. Ich erzählte ihm, ich hätte Lenio genommen, und er hat mich nicht umgebracht. Jetzt sitzt er da, liest und singt Kirchenlieder. Morgen wird er gewiss mit Steinen spielen.'»

Die drei Freunde brachen in Lachen aus.

«Es ist wahr. Manolios ist nicht mehr der alte», sagte Giannakos. «Glaubt ihr, was ich sage, Brüder? Vielleicht haben meine Augen mich betrogen, doch als ich eines Nachts mit ihm zusammen war, er auf der Steinbank sass und seinen Kopf an die Wand lehnte, sah ich einen eigenartigen hellen Glanz um sein Gesicht. Es war wie ein heller Kranz aus Licht — wie ihn die Heiligen auf den Ikonen haben... Glaubt ihr es?»

«Ich glaube es», sagte Michelis.
«Ich auch», sagte Konstantis, und sie schwiegen.
Zwischen hohen Felsen eingeklinkt, leuchtete frischgekalbt und weiss die kleine Kapelle nun vor ihnen auf.

Der alte Lampenzünder hatte sich bei Tagesanbruch erhoben, um die Kapelle zu reinigen, sie mit Lorbeer zu schmücken und die Lampen anzuzünden. Doch als er die kleine Pforte öffnete, schrie er auf und blieb erschrocken stehen. «Herr, erbarme Dich! Herr, erbarme Dich!» murmelte er und schlug ein Kreuz. Die ganze Kapelle leuchtete rein und sauber, es war gescheuert und gewaschen, die Kerzenhalter waren geputzt, und die Lampe mit Oel gefüllt. Die Ikone war mit Lorbeer geschmückt, man hatte auch Kohlen in Brand gesetzt, und es duftete nach Räucherwerk.

Der Lampenzünder wischte sich den Schweiss von der Stirn und wagte nicht einzutreten. Er fürchtete, es sässe irgendwo ein Engel verborgen im Heiligum. Einmal hatte er, als er eines Morgens in die Dorfkirche gegangen war, um sie zu säubern, den Erzengel Michael auf der linken Seite der Ikostase leise die Flügel bewegen sehen und wäre heimlich in Ohnmacht gefallen. Seitdem wollte er keine Engel sehen und fürchtete sich vor jedem Wunder.

Er setzte sich auf die Schwelle, wandte sich dann und wann um und warf erschrockene Blicke in die Kapelle. Doch die Stunden gingen dahin, kein Engel zeigte sich, und er fasste Mut. Er hatte schon seit langem nicht geschissen, öffnete nun seine Tasche und zog eine Scheibe Brot und ein Stück Käse hervor, aber es blieb ihm im Halse stecken. Er konnte nichts hinunterbekommen. Er holte eine Flasche Wein hervor, trank einen Schluck und erhobte sich, der Hals lockerte sich ihm, und er begann langsam zu kauen. Nachdem der alte Lampenzünder gegessen und getrunken hatte, nahm er seinen ganzen Mut zusammen, schlug das Zeichen des Kreuzes und schritt kühn über die Schwelle. Er fiel vor dem Propheten Elias nieder, öffnete vorsichtig die kleine Pforte der Ikostase und blickte in das Allerheiligste hinein. Es war niemand dort.

«Gott sei Dank», sagte er, «er ist gekommen, hat sauber gemacht und ist wieder seines Weges gegangen. Ich bin frei.»

Ein schönes Geschenk

Die Besenkenete erhält auf den von Ihnen gewünschten Tag die letzte Ausgabe und einen Geschenkgutschein



Geschenkgutschein

welches der Empfängerin während eines ganzen Jahres immer wieder neue Freude bereitet, ist ein Abonnement auf das

Schweizer Frauenblatt

Es ist das Geschenk von Frau zu Frau

- Die Unterzeichnete bestellt:
- _____ Geschenkabonnement Fr. 12.50
- _____ Jahresabonnement des «Schweizer Frauenblattes» zu Fr. 15.80
- _____ Halbjahresabonnement zu Fr. 9.—

auf eigenen Namen

als Geschenk an

Genaue Adresse des Bestellers

Bitte ausschneiden und an «Schweizer Frauenblatt», Winterthur, Postfach 210, senden



Dieses Schutzzeichen für Behinder-
tenarbeit soll den Verkauf von Ar-
beiten von Gebrüchlichen verkaufen
helfen und zugleich den Käufer vor
Täuschung schützen, denn die ange-
brachte Plombe garantiert, dass es
sich wirklich um Behindertenarbeit
handelt.

Und er begann wieder zu säubern und zu putzen.
die Leuchter nochmals zu polieren und die Teller
auf der Bank des Kirchenrates zu ordnen, nur um
die Zeit vergehen zu lassen. Der alte Lampenzin-
der liebte die kleine Kapelle, sie war mit seinem
eigenen Leben verschmolzen. Sie war völlig verfall-
en gewesen, und sein seliger Vater hatte dem Pro-
pheten Elias das Versprechen gegeben, sie wieder
aufzubauen, wenn sein neugeborener Sohn — das
war er, der alte Lampenzinnder — gesund würde.
Er wurde gesund, und sein alter Vater hielt sein
Wort.

Der Lampenzinnder dachte an die Vergangenheit
und seufzte.

Grosse Zeichen hatten seine Geburt begleitet. Er
war vor 75 Jahren am Nachmittag des Karfreitags
zur Welt gekommen, als man Christus kreuzigte.
Seine Mutter erklärte sofort, dass ihr Sohn Metro-
polit werden solle, und da hatte sein Vater, der ein
guter Christ und ein guter Hausvater war, sich ge-
dacht, dass sein einziger Sohn studieren und seiner
Berufung folgen solle. Alles ging nach Wunsch, der
künftige Metropolit lernte lesen, er war begabt und
gottesfürchtig; hatte das Gymnasium auf dem Berge
Athos mit ausgezeichneten Zeugnissen durchlaufen
und war bereit, zur theologischen Fakultät nach
Chalkis zu reisen... Doch eines Abends begegnete
ihm auf einer verlassenem Strasse der Teufel in Ge-
stalt eines kleinen, dunklen Mädchens mit schwellen-
der Brust in der Bluse und drei Schönheitsflecken
auf der Oberlippe, sie war zwölf Jahre alt. Der arme
künftige Metropolit verlor alle Vernunft, er wurde
vollkommen nährisch und folgte ihr. Die drei Schön-
heitsflecken auf der Oberlippe hatten ihm den Kopf
verdreht. Vergebens weinte und jammerte ein ar-
mer Vater und beschwor ihn, nicht von dem Wege
abzuweichen, den Gott ihm gewiesen hatte. Der
künftige Metropolit erklärte, dass sie und keine an-
dere sei, er würde sich das Leben nehmen, wenn er
sie nicht bekäme, und er nahm sie.

«Ehre sei Gott!» sagte er oft und tröstete sich.
«Ehre sei Gott! Ich bin Lampenzinnder in der
Kirche geworden, ich bin nicht vom Wege abgewi-
chen.»

So mit den Gedanken in Gegenwart und Zukunft
verging ihm die Zeit, die Sonne kam und schwand,
und der Lampenzinnder sass wieder auf der
Schwelle und war stolz und froh über die festlich

Feiern, die vom Tal heraufstiegen. Ihm war zu-
müte, als beginge er selbst ein Fest und die Freunde
kamen in sein Haus, um ihn zu beglückwünschen.

Er hörte immer deutlicher das Schreien der Esel
und stand auf, er packte das Seil und begann das
feierliche Läuten der kleinen Glocke.

Als erster erschien in vollem Ornat der Priester
Grigoris auf seinem Maulesel. Der Lampenzinnder
eilte herbei, um ihn zu begrüssen, und hielt ihm den
Steigbügel, als er zu Boden stieg.

«Hast du gesäubert und gewaschen und die Ker-
zenhalter geputzt?» fragte der Priester, noch bevor
er abgestiegen war.
«Es ist alles in Ordnung», kam demütig die An-
twort des Alten, der einmal fast ein Metropolit ge-
worden wäre. Er wagte nicht das Wunder zu erwäh-
nen, er wollte selbst die ganze Ehre für sich haben.

«Hast du die Teller auf die Bank des Kirchenrates
gestellt, wie ich es dir sagte? Es müssen drei Tel-
ler sein, einer für den Priester, einer für den Hei-
ligen und einer für die Kerzen.»
«Es ist alles in Ordnung.»
Dann kamen die andern Feiernden. Sie gingen in
die Kirche hinein und legten einige Ähren und eine
Traube Wein auf die Bank des Kirchenrates. Dann
holten sie die Börse hervor und legten einige Mün-
zen auf die Teller, sie kauften Kerzen und beugten
vor dem gestrengen Propheten die Knie. Er war auf
einem brennenden Wagen mit vier purpurroten Pfer-
den über einer steilen Tiefe dargestellt. Er trug
ein purpurnes Priestertuch, von seinem Kopf gin-
gen feurige Flammen aus, der Wagen war bereits
über den Felsrand gefahren und hing in der Luft.
Ein Asket war zwischen den Felsen niedergestürzt,
er hatte die Hand zum Schutz gegen die Sonne erho-
ben und blickte voller Angst auf den Propheten.

«Das ist die Sonne», murmelte eine kleine Frau
und bewunderte den Propheten. «Das ist die Sonne!»
«Das ist der heilige Elias! Versündige dich nicht,
Frau Mariori!» sagte eine andere.
«Das ist dasselbe», sagte eine dritte. «Fallt nieder
auf eure Knie und betet!»

In diesem Augenblick erschienen die Flüchtlinge
vom Berge Sarakina, arm, in Lumpen gekleidet und
mit von Hunger ausgezehrten Gesichtern zur Feier-
lichkeit. Der Priester Fotis schritt mit seinem eisen-
beschlagenen Mönchstab an der Spitze. Sie traten als
letzte in die Kirche, sie hatten nichts auf die Teller
zu legen, mit leeren Händen traten sie vor und fiel-
en vor dem heiligen Propheten in die Knie.

«Vergib uns, strenger Prophet», murmelte der
Priester Fotis und blickte ihn an. «Du bist auch arm
gewesen wie wir, du bist auch ärmlich gekleidet ge-
wesen wie wir, du hastest nichts als ein grosses
Feuer, einen Funken dieses Feuers haben auch wir
Flüchtlinge vom Berge Sarakina. Wir grüssen und
verehren dich, unseren Gefährten.»

Sie fielen auf die Knie, gingen wieder hinaus und
liessen sich auf den Steinen hinter den wohlhaben-
den Bauern aus Likovris nieder.

«Verzeih unsern Bauern», sagte Michelis beschämt.
«Sie haben ihre Säcke und Bündel voll.»
«Gott wird ihnen verzeihen, nicht ich», antwortete
der strenge Priester Fotis.

Er schweig, aber seine Augen flammten. Er war
heute morgen zurückgekehrt, und sein Sack für die
Almosen war leer. Wie er dort oben auf dem Felsen
sass und in die fruchtbare Ebene hinablickte, gleich
er wirklich dem auf Feuersflammen dahinfahrenden
Propheten.

«Die Erde gehört ihnen», sagte der Priester Fotis
wieder. «Nicht sie sich ihrer erfreuen. Gott wird
uns den Himmel als unseren Anteil geben.»

Dann sagte er nichts mehr.
Die Feiernden breiteten ihre bunten Tücher rund
um die kleine Kapelle aus, öffneten ihre schwellen-
den Säcke und Bündel und begannen zu kauen und
zu essen. Sie hielten die Flaschen heraus, der Wein
plätscherte, es gluckste in den Halsen, des Prophe-
ten strenge Einseitigkeit war von Schwätzen und Men-
schengemurmel erfüllt.

Zwischen den Felsen wurden einige Laternen ange-
zündet, sie warfen ihren Schein auf die erregten
Frauengesichter, auf die weissen Häuse der Mädchen
und die Schnurrbärte der Männer. Eine grosse La-
terne mit drei Flammen hing an der Aussenmauer
der Kapelle und beleuchtete des Herrn Patriarches
runde Wangen und dreifaches Doppelkinn und neben
ihm einen weisen, zweigeteilten Bart und scharfe,
kauende Zähne. Die beiden Vornehmsten des Dorfes
sassen dort beisammen, hin und wieder fiel der
Schein der Laterne auf Marioris zarte und flinke
Hände, die den Braten zerteilten und die alten, uner-
sättlichen Rachen bedienten.

Gott liess es wieder Tag werden. Wie ihr Namen-
vetter, der Prophet, kam die Sonne auf einem feurigen
Wagen. Die Menschen sprangen auf, reckten sich,
gähnten, husteten, rieben sich die Augen und
tranken Kaffee, um wach zu werden.

Auf seinen Hirtenstab gestützt, kam Manolios ru-
big und froh zwischen den Felsen heran. Sein Blick
glitt suchend umher, er fand die Freunde auf einem
Felsen. Er freute sich, stieg über die Feiernden hin-
lichheit. Er näherte sich ihnen. Sie erblickten ihn und
riefen ihn an.

«Wir haben die ganze Nacht auf dich gewartet»,
sagte Giannakos. «Weshalb kamst du nicht? Du sag-
test doch...»

«Ist alles bereit?» fragte Manolios.
Die Freunde verwunderten sich.
«Bereit? Was?» fragte sie.

«Sind die Seelen bereit, sich zu erheben?» antwor-
tete Manolios lächelnd. «Die Rücken bereit, sich
peitschen zu lassen? Die Lippen bereit, zu rufen?»
«Hast du etwas vor?» fragte Giannakos und fasste

ihn am Arm. «In Leben und Tod gehe ich mit dir.»
«Nein, nichts», antwortete Manolios. «Vielleicht
aber Gott. Wir müssen bereit sein.»

Die Messe war beendet, das Volk strömte heraus,
der Schullehrer stieg auf einen Stein und begann,
ein wenig blass und heiser, zu sprechen und des Pro-
pheten Lob zu verkünden. Doch plötzlich, ohne einen
Uebergang, sprang er keck zu einem Loggias auf
das griechische Lob über, er vermengte den Prophe-
ten Elias mit Apollo, dann mit dem Licht und
schliesslich mit dem unsterblichen Geist der Grie-
chen, die das Dunkel der Barbaren bekämpft und
in die Flucht geschlagen hatten. Dann kam er vor-
sichtig auf die Türkei zu sprechen, stotterte etwas,
liess aber plötzlich die Zügel fahren und begann die
Freiheitshymne zu singen.

Alle zuckten zusammen, das Blut geriet ihnen in
Wallung, und ergriffen begannen sie in falschen
Tönen pathetisch zu singen:

Ich erkenne dich wieder an der Schärfe
des Schwertes, das du drohend hebst...

Der Prophet Elias dort oben auf dem Berge war
plötzlich zu Armatol und Kleft mit Stiefeln und lan-
ger Bijsche geworden.

Manolios wandte sich an die Freunde.
«Seid ihr bereit?» fragte er wieder.

«Ja», antworteten die drei. «In Gottes Namen, tritt
vor.»

Sie wussten nicht, was Manolios zu sagen gedachte.
Sie wussten auch nicht, wozu sie bereit sein sollten,
aber sie spürten in sich, dass sie bereit waren.

Der Lehrer hatte schliesslich ein Ende gefunden,
er stieg vom Stein herab und murmelte etwas vor
sich hin.

Als die Bauern in ihrer Feiertagsstimmung Man-
olios erblickten, wurden sie gerührt und erinnerten
sich, dass es dieser blonde Jüngling gewesen war,
der sein Leben hatte geben wollen, um das Volk zu
retten. Ein frohes Gemurmel begrüßte ihn.

(Fortsetzung folgt)

Dauerhafte Humusformen

Im Boden sind nebst dem Nährhumus die dauer-
haften Humusformen besonders geschätzt, weil sie für
eine gute Bodengare sowie die Bodenkrümelung ver-
antwortlich sind. Wo es an Dauerhumus mangelt, ver-
krustet der Boden rasch, dadurch leidet die Boden-
biologie und somit auch das Wachstum der Pflanzen.
Wo man regelmässig Kompost oder Torfkompost ver-
wendet, tut man sein Bestes zur Erhaltung einer gut
Bodenitätigkeit. Bei der Kompostierung sollten aber
nur solche Kompostierungsmittel verwendet werden,
die nachgewiesenermassen die Bildung von dauerhaf-
ten Humusformen fördern, wie dies z. B. beim Com-
posto Lonza der Fall ist. So erhält man aus Garten-
abfällen, Laub, Gras usw. einen Kompost, wie man
ihn als Humuspender im Sack nicht besser, oft aber
nur teurer kaufen kann.

BÜLACH-UNIVERSAL
das ideale Glas zum Heisseinfüllen von
Früchten und Konfitüren. Profitieren
Sie von dieser einfachsten und billig-
sten Einmachmethode.
Genauere Angaben finden Sie in unserer
gelben Broschüre «Einmachen leicht
gemacht».

TALON An die Glashütte
Bülach AG, Bülach
Senden Sie mir die neue Einmachbro-
schüre «Einmachen leicht gemacht»
Name _____
Adresse _____
Ort _____
3 Rappen in Briefmarken belegen
GLASHÜTTE BÜLACH AG

Hiltl's «Vegi»
Seit 60 Jahren ein Begriff
Indische Spezialitäten
Vegetarisches Restaurant, Tea-Room, Sihlstrasse 26, Zürich

Mehr Frauengesundheit
Wenn Sie sich und Ihrer Umgebung an kritischen
Tagen zu Last fallen: nehmen Sie Femisan!
Denn es ist wirklich nicht nötig, dass Frauen
und Töchter unter Monatsbeschwerden leiden
müssen. Femisan reguliert die Blutzirkulation,
löst Verkrampfungen, bessert Kopfschmerzen
und Müdigkeit, es verhilft Ihnen wirksam zu
neuer Ausgeglichenheit. Femisan stärkt
und beruhigt Herz und Nerven und schenkt
Ihnen gesunden, stärkenden Schlaf. Sie
erhalten Femisan in allen Apotheken und
Drogerien zu Fr. 8.85, für nachhaltigen Er-
folg die vorteilhafte Kurflasche zu Fr. 18.75.
(Probeflasche Fr. 4.90.)
Femisan das Schweizer Frauenpräparat
der Vertrauensmarke:
durch Femisan

SINTES
aus Rilsan

Laveur neuartiger
Topfreiniger
SIH-geprüft leicht zu spülen
schnell trocken
auskochbar
unverwüstlich

Manchon idealer
Massage-Waschring für Ihre Hautpflege
regt die Blutzirkulation an
erhöht die Geschmeidigkeit
Ihres Körpers

Lanierie solides
Massageband mit zwei starken Griffen erhält schlank
und jugendlich

erhältlich in guten Detailgeschäften
ROMATIN AG, ST. MARGRETHEN SG, TELEPHON (071) 738 45

«VIEUX CHATEL» Essertines a/Rolle
das schöne, gepflegte Landhaus inmitten
von Wiesen und Wald, in herrlicher
ruhiger Aussichts- und Genfersee-
empfangt vom 15. April bis 15. Oktober

PAYING GUESTS
die Ruhe, Erholung evtl. Diät nötig ha-
ben. Tel. (021) 75 19 26. A. E. Frank-Hot-
linger, Dipl. Diätikerin. — Wenig Zim-
mer, frühzeitig reservieren bitte.

Massatier
(gegr. 1900)
für orthopädische und modische Korsetts sowie
jede Art von Ausgleichungen, Brustprothesen
und Leibbinden.

Melanie Bauhofer
Münsterhof 16, 3. Stock, Zürich 1
Telefon 23 63 40

hugo peters
«Werner», eines von 10 schönen
Couchbetten aus eigener Werkstatt
— mit und ohne Bettzugraum.
Bettstatt Fr. 475.-
Modelle ab Fr. 98.-
Dazu DEA- und Rosshaarmatratzen.
Nach individuellen V. zusehen: —
möglich weich — beliebig hart — oder
extra warm.

Bellevue, Limmatstr. 3 Telefon 24 73 79
hugo peters FÜRCH
LIMMAT
QUAI 3

Ein Buch für jede Frau, die Sinn für schöne Dinge hat

«Wohnen, leben im Geist der Zeit»

ist ein Ratgeber für moderne und geschmackvolle Inneneinrichtungen. Neben vielen
farbigen Beispielen von Schlaf- und Wohnräumen, rationalen Kücheneinrichtungen
und modernen Möbeln enthält es eine kurzgefasste Stilkunde und eine Farbenlehre
zur harmonischen Raumgestaltung.

Format: 22x21 cm. Umfang 95 Seiten in vierfarbigem Umschlag.
Bestellungen durch Hadlaub-Verlag AG, Winterthur, Postcheckkonto VIII b 6411.

Verkaufspreis Fr. 6.-

BESTELLZETTEL
Die Unterzeichnete bestellt
Name und genaue Adresse der Bestellerin: _____
Exemplare der Publikation «Wohnen, leben im Geist der Zeit» à Fr. 6.- und zahlt gleichzeitig den Betrag auf Postcheckkonto VIII b 6411 ein.

COMPOSTO LONZA
verwandelt Gartenabfälle,
Laub, Torf etc. rasch in besten
GARTENMIST

COMPOSTO LONZA
LONZA AG BASEL

Berücksichtigen Sie die Inserenten
des «Schweizer Frauenblattes»

Tapeten A.G.
DECORATIONSSYSTEME
ZÜRICH, Fraumünsterstr. 8, Tel. 25 37 30